Band 920 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Mandragoros Alptraum

Band 920 • DM 2.20

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 16



Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.60 / Spanien P 275

4 191914 202205 60920



Mandragoros Alptraum

John Sinclair Nr. 920

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 20.02.1996

Titelbild von Jean Yves Kervévan

Sinclair Crew

Mandragoros Alptraum

Der Pfarrer Oliveiro, Bill Conolly und ich hatten zugleich das singende Geräusch gehört, und zumindest in meinen Gehörgang war es hineingeschnitten, als hätte dort jemand etwas zerstört.

Unwillkürlich duckte ich mich, drehte mich dann auf dem Stuhl und blickte zu einem der Fenster hin, hinter dem das Geräusch aufgeklungen sein mußte. Auch Bill hatte sich gedreht; nur der Geistliche saß regungslos hinter seinem Schreibtisch, ohne eine Miene zu verziehen. Als sich das Geräusch nicht wiederholte, sah ich den Pfarrer an.

Er nickte mir zu. »Senor Sinclair, sie sind da. Die Toten sind erschienen, denn die Rache der Natur läßt sich nicht aufhalten, da haben Sie vorhin recht gehabt.«

»Wenn sie das sind, werden sie unter Umständen auch bleiben – oder?«
»Das ist möglich.«
»Was wissen Sie?«
»Nichts, zu wenig. Ich bin nur jemand, der versucht, gewisse Dinge zu begreifen, die eigentlich nicht zu begreifen sind, weil unser Denken leider begrenzt ist.«
Da stimmte ich ihm zu. Aber Bill fragte: »Was hat das zu bedeuten? Was meinen Sie?«
»Ich kann es Ihnen nicht sagen.«
»Werden die Wesen versuchen, uns zu töten?«
Oliveiro hob die Schultern. »Sie haben die Frau doch erlebt, Sefior Conolly. Hat Ihnen diese Tote oder dieses Wesen denn etwas getan?«
»Nein.«
»Dann brauchen Sie doch keine Angst zu haben.«
»Ich denke nicht, daß ich zuviel Angst habe. Wir werden uns die Wesen ansehen.«
Der Pfarrer lächelte. »Tun Sie das.«
Ich hatte mich schon erhoben, und auch Bill stand von seinem Platz auf. Oliveiro blieb sitzen. Er lächelte vor sich hin wie jemand, der mehr weiß, als er zugeben will.
Der Weg zur Tür des einfachen Hauses betrug nur wenige Schritte. Wir gingen an den Kartons und Kisten vorbei, ohne dabei die Fenster aus den Augen zu lassen, doch hinter ihren Scheiben zeigte sich nichts. Kein verzerrtes Gesicht, von dem Bill mir berichtet hatte.
Bisher hatte ich den Grund meines Kommens noch nicht gesehen.
»Sie wollen uns!« flüsterte Bill, als er die Tür langsam öffnete. »Sie werden zuschlagen.«
»Warum?«
»Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, wer oder was hinter dem steckt. Und ich glaube zudem nicht, daß diese Typen reden können. Danach haben sie mir nicht ausgesehen.«
Bill hatte die Tür geöffnet, und beide kamen wir uns vor, als würden wir in eine andere Welt schauen. Sie lag vor uns, und es war eine schon widerliche Kulisse.
In der Ferne sahen wir die Müllberge, für die Manila leider berühmt und berüchtigt war. Von einem gelblichen Dunst waren sie umwabert.
Der Wind war schwach, trotzdem war der Geruch der Kippe zu dieser kleinen Kirche, dem bruchbudenhaften Pfarrhaus mit dem alten, verstaubten Friedhof daneben, hingeweht worden. Das Zeug roch sauer, als wollte es uns die Knochen vom Leib lösen.
Wenn es eine Bezeichnung für die Hölle gab, dann paßte sie genau in diese Gegend.
Bill ging nach rechts, ich nach links. Die Stille lag wie ein großer

Helm über der Gegend. Es war nichts zu hören. Kein Vogel pfiff, selbst aus der Umgebung der beiden Hochhausklötze hörten wir nichts. Die Sonne stand wie ein großer Ball am Himmel, der allmählich die Färbung einer Orange bekam.

Der Reporter schaute in meine Richtung. »John, verdammt, die waren da, das weiß ich. Ich kenne das Geräusch. Sie warnen, bevor sie sich zeigen.«

»Was schon mal gut ist.«

Mein Freund hob nur die Schultern. Er hatte seine Beretta gezogen und deutete mit der Mündung dorthin, wo sich der Umriß der schlichten Holzkirche abzeichnete. »Vielleicht sollten wir dort mal nachschauen.«

Das gefiel mir nicht. »In einer Kirche?«

»Ja, warum nicht?«

»Was hältst du denn von dem Friedhof?«

In Bills Augen funkelte es. »Auch nicht schlecht. Der Vorschlag ist sogar besser.«

»Dann laß uns losgehen.«

Den Friedhof hatten wir bald erreicht, und er gehörte zu den Orten, wo ich wirklich nicht begraben sein wollte. Es war ein typischer Armenfriedhof. Die Holzkreuze konnten schlichter nicht sein. Der Boden war hart, verkrustet und auch verstaubt. Am anderen Ende des Friedhofs wuchsen zwar einige Bäume, aber auch sie sahen aus, als wären sie mit einer grauen Puderschicht bestäubt worden. Vor nicht mal zwei Stunden hatte hier eine Beerdigung stattgefunden.

Der frische Grabhügel setzte sich deutlich von den anderen ab.

»Leer!« sagte Bill.

Ich hob die Schultern und war nicht mal enttäuscht. Wer immer uns beobachtete, würde sich eine Entdeckung so leicht nicht machen. Der wartete auf einen günstigen Zeitpunkt.

»Da drüben stehen die alten Bäume. Sie bieten fast so etwas wie ein Versteck…«

»Laß uns hingehen.«

Bill grinste. »Hatte ich gerade sagen wollen.« Er ging vor, ich blieb zurück und behielt das Pfarrhaus nebst Kirche im Auge. Dort aber rührte sich nichts. Beide Bauten standen bewegungslos und wurden vom Licht einer immer roter werdenden Sonne bestrahlt. Auf dem schmutzigen Weiß der Häuser lagen die Strahlen wie Blutstreifen.

Mir kam dieses Bild wie ein böses Omen für die folgenden Stunden vor.

Der Dreck knirschte unter den Schuhen, als sich Bill in Bewegung setzte. Er ging langsam und sah dabei sehr angespannt aus. Mir erging es nicht anders. Irgendwo wünschte ich mir die verdammten Wesen herbei, dann hatte die Herumsucherei wenigstens ein Ende, aber

darauf konnte ich mich nicht verlassen.

Bill hatte etwa die Mitte des Friedhofs erreicht, als er stehenblieb und den Blick senkte. Zuerst achtete ich nicht darauf, doch wenig später hatte er seine Haltung noch immer nicht verändert, wischte über seine Augen, und ich sorgte dafür, daß ich ihn rasch erreichte.

»Was ist denn los?«

Bill hob die Schultern. Dann schaute er mich an. »Ich kann es dir auch nicht genau sagen, und du kannst mich auch für einen Spinner und Irren halten, aber ich habe gedacht, daß sich die Erde hier auf dem Totenacker bewegt.«

»Bitte?«

»Ja, verdammt, ja und ja.« Bill deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger bei jedem Wort auf ein anderes Grab. »Da hat sich die verdammte Erde bewegt. Es hat Risse gegeben, und das wiederum erinnert mich an Zeiten, die schon bald nostalgisch sind.«

»Zombies?«

»Lebende Tote, John«, hauchte der Reporter, und ein Schauer lief ihm dabei über den Rücken. »Sie kriechen aus den Gräbern und fressen dich.«

Ich gab ihm keine Antwort, weil ich mich eben auf die erwähnten Gräber konzentriert hatte und herausfinden wollte, ob Bill recht behielt. Wenn sich die obere Graberde tatsächlich bewegte, würde auch ich es herausfinden können.

Ich schaute hin.

Die einzelnen Gräber lagen in meinem Blickfeld. Sie reihten sich aneinander, sahen beinahe alle gleich aus. Blumen gab es nur auf dem frischen Grab. Sie wirkten etwas verloren.

Zwei Gräber entfernt entdeckte ich eine schlichte Schale aus Metall. Sie mußte schon sehr lange dort stehen, denn mittlerweile hatte sie Rost angesetzt. Die Schale war leer, und sie war es auch, die sich plötzlich bewegte, als wäre sie von einem Tier oder Gegenstand unterirdisch berührt worden. Dieser Gegenstand war aus der Erde gekrochen, er hatte der Schale den Druck mitgegeben, und ich dachte daran, daß die Schale dort stand, wo sich der Kopf der Leiche befinden mußte.

Verdammt auch!

»Bill…«

Mein Freund schaute mich an. Ich nickte dem entsprechenden Grab und auch der Schale entgegen.

Bill schaute ebenfalls hin – und hielt den Atem für einige Sekunden an, dann rief er: »Das ist es, John! Sie kommen. Die Toten kommen aus den Gräbern. Jetzt haben wir die Zombies, diese verfluchten lebenden Leichen! Verdammt!«

Noch war es nicht sicher, doch Bill gehörte ebenfalls zu den

Nostalgikern und kannte sich aus. Er war einen Schritt zurückgegangen und ließ das bewußte Grab nicht aus den Augen. Die Schale bewegte sich weiterhin, aber sie schwankte jetzt stärker und schien jeden Augenblick umzukippen.

Der Druck nahm zu.

Die Schale tanzte auf der Seite, dann rollte sie einfach weg, weil dicht hinter ihr der Boden eine handhohe Welle bekommen hatte.

Auf dem Rand bewegte sie sich weiter, bis sie schließlich neben dem Grab liegenblieb.

Wir erwarteten die Klaue des Untoten. Bleiche Finger, leicht gekrümmt, aber es drückten sich keine Knochen aus dem Boden, und es war auch kein Schädel zu sehen, in dessen Augenhöhlen der Dreck steckte, der wiederum von Würmern und Insekten aufgewühlt wurde. Dieses schaurige Bild blieb uns erspart.

Aber die Graberde platzte auf.

Es entstand ein Loch, und aus ihm drückte sich blitzschnell etwas in die Höhe.

Nein, das war kein Drücken mehr, es glich bereits einem Peitschen. Und es war auch keine Schlange, die den Boden verlassen hatte, obwohl das Ding viel Ähnlichkeit damit aufwies.

Es war der Arm, der Stengel, der Stiel einer Pflanze, die blitzartig auf meine Füße zuschoß…

***

Ich wollte von ihr nicht erwischt werden und schaffte es, mit einem Sprung zur Seite zu weichen. Kurz bevor mich die Pflanze erreicht hätte, wuchtete sie ihr Vorderteil noch einmal hoch, dann fiel sie zurück und huschte ein letztes Mal zuckend über den Boden hinweg.

Durch mein Zurückweichen war ich auf dem Nachbargrab gelandet. Bill drehte mir sein Profil zu. Er hatte alles beobachtet, nickte, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, und er deutete danach auf die anderen Gräber. »Sie bewegen sich alle, John.«

Das war nicht gelogen. Auf diesem Friedhof war nichts mehr wie sonst. Die Gräber hatte eine unheimliche Unruhe erfaßt. In ihnen tat sich etwas. Gewaltige Kräfte rüttelten an den Grundfesten der Natur und hatten sie außer Kraft gesetzt.

Alles widersprach jeglicher Logik. Für mich allerdings war es besonders verblüffend, daß die Pflanzen aus diesem trockenen und staubigen Boden gekrochen waren.

Die Lösung lag eigentlich auf der Hand. Nicht weit entfernt wuchs der Regenwald. Dieses Gelände war ihm quasi nur abgerungen worden.

Jetzt schlug die Natur zurück. Natürlich mit ihren Mitteln, aber auch geführt von einer besonderen Kraft, die, dank ihrer Magie, gewisse

Dinge verändern konnte.

Dabei fiel mir ein Name ein.

Mandragoro!

Trotz der stickigen Schwüle rann es plötzlich kalt über meinen Rücken hinweg. Ich kannte ihn. Er war ein mächtiger Dämon, dem ich einen anderen Namen gegeben hatte.

Umwelt-Dämon!

Mandragoro hatte den Menschen schon einige Male ihre Grenzen aufgezeigt. Ich war mit ihm zusammengetroffen. Obwohl ich seine Methoden nicht akzeptieren konnte, da ich auf der Seite des Gesetzes stand, hatte ich für ihn Verständnis. Wir waren uns einige Male begegnet. Er hätte mich auch töten können, hatte es aber nicht getan, so blieb es eben bei unserer Akzeptanz. Das verhielt sich ähnlich wie mit dem Spuk.

Auch Bill stand nicht mehr auf einem Grab. Es gab schmale Wege dazwischen, kaum breiter als ein Fuß, aber auch an diesen Stellen blieb der Untergrund nicht ruhig.

Es durchliefen ihn keine Wellen, wie es bei einem Erdbeben der Fall gewesen wäre, da war nur dieses Zittern zu spüren, das sich besonders in den Gräbern verstärkt hatte.

Eines war bisher aufgebrochen, aber dabei blieb es nicht, denn drei weitere Gräber brachen auf. Dieser Vorgang glich schon einer kleinen Explosion, denn plötzlich wurde durch den Druck eine große Menge Erde in die Höhe geschleudert, und aus der Tiefe hervor schoß das Grün mit einem immensen Druck.

Den eigentlichen Grund unseres Erscheinens hatten wir vergessen.

Schließlich war es uns um diese Wesen gegangen, die sich mit schrillen Lauten bemerkbar machten.

Statt dessen schauten wir zu, wie sich die Gräber auf eine Art und Weise öffneten, wie wir es noch nie erlebt hatten. Sie wurden von der unheimlichen Kraft aufgewühlt. Der Lehm, die Pflanzen und der Dreck kriegten einen regelrechten Drall, und was sich da an die Oberfläche geschoben hatte, waren lange, lianenartige Gewächse, deren Außenhaut fettig schimmerte. Immer wieder glitten sie über den Boden hinweg, schlugen um sich, suchten Ziele, fanden sie auch und verbanden sich schließlich untereinander, als wollten sie einen Teppich bilden.

Wir standen hier auf einem Friedhof, der trotz allem irgendwo auch normal war, denn ein Friedhof ist letztendlich die letzte Ruhestätte für die Toten.

Die hatte niemand gestohlen, aber die andere Kraft war brutal in ihre Gräber eingebrochen und hatte den Inhalt in die Höhe geschleudert.

Knochen, Gebeine, Holzstücke der unter dem Druck der Erde zusammengebrochenen Särge. Verschmierte und mit Erde gefüllte, alte

Schädel sahen wir ebenso wie Würmer und Käfer. In der Tiefe war der Boden nicht ganz so trocken.

Nur dort, wo sich das frische Grab befand, tat sich noch nichts. So weit hatte sich der Bewuchs noch nicht ausbreiten können. Die Leiche und der Sarg blieben im Boden, aber um uns herum hatte sich alles verändert. Es gab die Gräber nicht mehr so, wie wir sie kannten. Sie waren zerstört, sie waren durchwühlt worden, und ich beobachtete fasziniert, während mir ein Schauer über den Rücken lief, wie sich dicht vor meinen Füßen etwas erhob und ein Grab endgültig aufplatzte.

Eine alte, faulige Sarglatte sprang mir förmlich entgegen. Knochen rutschten auf meine Füße zu. Ich ging zurück, und dann schoben sich die Zweige mit den Blättern aus der Öffnung, wobei ich für einen Moment den Eindruck hatte, einen Baum wachsen zu sehen.

Dabei war es nur ein Gebüsch, das irgendwie fertig aussah und sogar noch Blüten hatte. Wie Teller breiteten sie sich aus. Die Blätter zogen sich mundartig zusammen und öffneten sich wieder, als hätte ich es hier mit einer fleischfressenden Pflanze zu tun.

Bill war zurückgewichen, ich tat es ihm nach. Wir hatten den Friedhof verlassen und sahen vor uns ein Gelände, in dem die bleichen Gebeine zwischen den Pflanzen, den Blättern und den verfaulten Holzresten der Särge schimmerten.

Es war einfach furchtbar. Die Natur setzte hier wieder einmal ein böses Zeichen. Dabei schien sie sich mit der Umgebung verbündet zu haben, denn über uns lag ein grauer Himmel wie eine immense Gußeisenplatte, der nur an einer Stelle ein Loch bekommen hatte, durch das die rote, dem Untergang geweihte Sonne schimmerte.

Der Tod umgab uns in seiner ursprünglichen Form, aber auch ein Leben, wie es nicht normal war. Auch außerhalb des Friedhofs tat sich etwas, was wir genau unter den Füßen spürten.

Der Wald hatte zurückgeschlagen. Der Wald lebte auf seine Art und Weise, denn er wuchs.

Es war alles genau ausgetüftelt. Er wuchs mit einem wirklich sensationellen System in alle Richtungen.

Aber sie trafen sich immer wieder. Die Pflanzen bildeten ein wahres Flecht- und Netzwerk.

Jetzt war auch das frische Grab betroffen. Der Hügel bewegte sich plötzlich und brach dann zusammen. Es entstand eine Mulde. Einen Sekundenbruchteil später gab es die Sensation. Der Sarg wurde aus dem Grab gestemmt. Wir beobachteten es.

Als der Sarg dann in die Senkrechte rutschte, sprang der Deckel ab, denn er war nicht verschraubt worden. Plötzlich riß die Verbindung mit dem Unterteil, und der Sargdeckel wurde zur Seite geschleudert. Der Sarg lag jetzt offen, und die Leiche rollte hervor. Er war ein alter

Mann, wie wir erkennen konnten, und dieser Mann war in den letzten Jahren regelrecht zusammengeschrumpelt. Er wirkte auf uns wie eine Mumie.

Er rollte über den Boden, und plötzlich waren zwei Pflanzenarme da, die die Leiche umklammerten. Aus einem Nachbargrab in unmittelbarer Nähe war auch eine Leiche an die Oberfläche gedrückt worden. Noch nicht ganz verwest. Da hing das alte Fleisch an den Knochen wie stockige Lappen, und dieser Tote rollte ebenfalls einen kleinen Hügel hinunter, bis er aufgefangen wurde.

Die Pflanzen waren überall.

Gierig hatten sie ihre »Arme« ausgestreckt. Sie wollten Beute, sie wollten sie fesseln und verschlingen. Was hier zurückgekehrt war und seine Rache ausübte, war mörderisch. Ein gesamter Friedhof wurde durch diese Kräfte umgepflügt.

Bill und ich schauten uns an.

Beide hoben wir die Schultern, denn noch begriffen wir nicht, was hier vorgefallen war.

Wir sahen es, aber Zusammenhänge waren unklar. Wir wichen automatisch zurück, während uns das unheimliche Geschehen verfolgte. Vor uns zeigten sich Risse. Es rumorte in der Tiefe, wo alles seinen Anfang gehabt hatte.

Da waren die verfluchten Pflanzen heimlich erschienen. Da hatten sie sich ihren Weg gebahnt, getrieben von einer mörderischen Kraft, mit der kein Mensch zurechtkam.

Wirklich kein Mensch?

Mir fiel jemand ein, und ich sprach meinen Freund Bill sofort darauf an. »Der Pfarrer, Bill, er muß mehr wissen.«

»Das dachte ich auch. Er kam mir komisch vor.«

»Zumindest müssen wir ihm erklären, daß er nicht mehr lange in seiner Bude bleiben kann. Wenn das so weitergeht, unterspülen die Pflanzen bald sein Haus.«

Während ich sprach, hatte Bill hingeschaut und schüttelte jetzt den Kopf. »Das bekomme ich nicht in die Reihe, John. Er muß etwas bemerkt haben, aber er zeigt sich nicht am Fenster. Er hätte die Chance gehabt, alles zu sehen – und was ist? Nichts.«

»Traust du Oliveiro nicht?«

»Keine Ahnung.«

»Also ja.«

»Man kann es so sehen. Als wir mit ihm sprachen, hatte er sich weder entsetzt noch überrascht gezeigt. Er kam mir vor wie ein Mensch, der bereits über alles Bescheid gewußt und sich damit auch abgefunden hat.«

»Okay, reden wir mit ihm.«

Bill ging bereits los. Ich warf einen letzten Blick auf das vor mir

liegende Gelände und mußte zugeben, daß es nicht mehr so aussah, wie ich es erlebt hatte.

Dieser alte Friedhof glich einem umgepflügten Acker, der dann von Flechten, Blättern und anderen Pflanzenteilen zugeweht worden war. Auch die Gebeine waren unter dem Grün verschwunden.

Noch immer wellte sich der Untergrund, als wäre Nachschub dabei, sich durch die Erde zu wühlen.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß dem Pfarrer nichts aufgefallen war. Wahrscheinlich lief hier sein eigenes Spiel ab, in das er uns nicht eingeweiht hatte.

Bill hatte das Haus vor mir erreicht und war am Eingang stehengeblieben. Als ich neben ihn trat, schüttelte er den Kopf. »Du kannst es drehen und wenden, John, aber unser Freund, der Pfarrer, hält sich vornehm zurück. Ich kann mir nichts erklären.«

»Laß uns hineingehen.«

»Moment noch.« Bill hielt mich fest. Seine Stimme hatte in der ungewöhnlich stillen Luft sehr laut geklungen. »So ganz bin ich damit nicht einverstanden.«

»Warum nicht?«

»Hast du vergessen, weshalb wir eigentlich hergekommen sind?«

»Wir wollten mehr über die Wesen erfahren.«

»Stimmt.«

»Gehört haben wir sie.«

»Stimmt auch. Und ich kann mir weiterhin vorstellen, daß sie sich hier in der Nähe aufhalten. Vielleicht tragen sie auch die Verantwortung, was auf dem Friedhof geschehen ist. Sie können die Triebkräfte sein, daran solltest du denken.«

»Ich denke sogar noch einen Schritt weiter, Bill.«

»Welchen?«

»Mich würde es nicht wundern, wenn wir es plötzlich mit Mandragoro zu tun bekämen.«

Für einen Moment schaute mich Bill starr an. »Daran hast du auch gedacht?«

»Du nicht?«

»Doch«, sagte er leise. »Doch, ich habe daran gedacht. Aber Mandragoro ist bei uns aktiv.«

Ich winkte ab. »Was sind schon Entfernungen für einen Dämon wie für ihn, Bill.«

»Gut, da hast du auch wieder recht. Wenn er tatsächlich dahintersteckt, dann frage ich dich, was er damit bezweckt.«

»Rache.«

»Mehr nicht?«

Ich grinste scharf. »Reicht dir das nicht?«

»Vorerst schon.«

Wir betraten endlich das Haus, in dem die Luft wie eine Suppe stand. Der säuerliche Geruch war nicht verschwunden, und mir kam der Gedanke, daß die Pflanzenwelt auch vor den Müllhalden nicht Halt machen würde. Mandragoro war unwahrscheinlich mächtig und ließ sich durch nichts aufhalten. Er war der Sieger, er beherrschte die Umwelt. Wer zu hoch spielte und ihn zu sehr reizte, bekam seine Reaktionen zu spüren.

Der Pfarrer mußte uns einfach gehört haben, denn wir waren nicht eben leise gewesen. Von ihm kam keine Reaktion. Uns empfing eine bedrückende Stille, und sehr bald schon standen wir vor dem Schreibtisch. Unsere Stühle standen noch so, wie wir sie verlassen hatten. Der Stuhl hinter dem Schreibtisch war leer.

»Das dachte ich mir, John, er ist verschwunden. Der hat genau gewußt, weshalb er sich zurückzog.«

»Irgendwo schon.«

»Was tun wir?«

Da war ich überfragt. Es war kein großes Haus, die Fenster klein, so hielt sich der Lichteinfall in Grenzen. Zudem schufen die abgestellten Gegenstände noch einen zusätzlichen Schatten.

»Na?« fragte Bill.

»Abwarten.« Ich hatte etwas entdeckt. Eine schmale Tür, die in einen anderen Raum hineinführte, in dem ich wenige Sekunden später stand und auf ein Bett schaute.

Es war nicht gemacht. Das Laken war zerwühlt. Ein Kopfkissen lag schief. Das Bett stand an der Rückseite des Hauses, und hier drang nur durch ein Fenster Licht.

Bill hatte vor der Tür gewartet.

Die Holzbohlen gaben nach, als ich ging.

Ich hatte den Eindruck, als wäre die Pflanzenwelt schon dabei, sich auch in der Nähe des Hauses auszubreiten. Vibrierte der Boden, weil er unter Spannung stand?

Keiner konnte mir darauf eine Antwort geben, und so setzte ich meinen Weg fort. Das heißt, ich ging wieder zu Bill zurück, der in einer angespannten Haltung wartete.

Es war seltsam, auch ich war von einer nahezu wilden Spannung erfüllt. Ich hatte einfach das Gefühl, beinahe schon das Wissen, daß bald etwas passieren würde. Der Zeitpunkt war nahe. Es verdichteten sich die Anzeichen, ohne daß Bill und ich auch welche sahen.

Er dachte ähnlich, denn er sagte: »Es kann sein, John, daß man uns unter Kontrolle hält.«

»Der Pfarrer?«

»Auch.«

»Du denkst an die Wesen?«

»Und ob.«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es passierte, denn wieder hörten wir dieses scharfe und schrille Singen. Diesmal lauter, und wir wußten sofort, was passiert war.
Es gab mehrere kleine Fenster. Sie verteilten sich auf die verschiedenen Seiten des Hauses, und so schauten wir zwangsläufig hin und sahen, was da geschehen war.
Drei verschiedene Fenster waren von außen besetzt.
Durch die schmutzigen Scheiben glotzten uns schreckliche Gesichter an…

***

Pepe Marcas, der Hausmeister, wäre am liebsten weggelaufen. Weit weg, nur nichts mehr sehen, nur nicht mit Dingen konfrontiert werden, die nicht in sein Weltbild paßten.
Diesen Wunsch konnte er sich nicht erfüllen. Die Sachzwänge waren einfach zu groß. Und einer dieser Sachzwänge saß zusammen mit ihm und seiner Frau Vicenca am Tisch.
Es war eine junge Russin. Sie hieß Ludmilla, war blond, und Pepe hatte sie praktisch vor den beiden Zuhältern gerettet, die Ludmilla hatten verkaufen wollen.
Die Art und Weise jedoch, wie er Ludmilla kennengelernt hatte, war unglaublich gewesen. Er hatte sich außerhalb des Hauses befunden und hatte mitbekommen, wie sich Ludmilla aus dem Fenster im sechsten Stock hatte stürzen wollen.
Sie war auch gefallen, aber nur bis zum dritten Stockwerk. Dort war sie aufgefangen worden.
Nicht von irgendwelchen kräftigen Armen oder Händen, sondern von sehr starken und zugleich biegsamen Pflanzen, die aus der Hausmauer gewachsen waren.
Ludmilla war dort wie in einem Nest gelandet, und Pepe Marcas hatte sie, nachdem er seinen ersten Schreck überwunden hatte, aus ihrer Lage gerettet.
Er war die Etagen hochgelaufen, hatte sich aus dem Fenster gebeugt und sie in das Zimmer hereingeholt. Dann war er mit ihr zusammen in seine Hausmeisterwohnung gegangen, die nahe des Hauseingangs lag.
Dort hatte inzwischen seine Frau Vicenca eine ebenfalls unglaubliche Entdeckung gemacht. Aus der Wand und auch aus dem Fußboden waren zwei Pflanzen gewachsen. Sie mußten unter der Erde gelauert und sich dort fortbewegt haben, bis eben zu einem bestimmten Ziel hin, und genau dort waren sie ins Freie getreten.
Pepe hatte dies akzeptiert. Ihm war nichts anderes übriggeblieben, und auch seine Frau reagierte relativ gelassen. Beide empfanden die Umstände nicht als eine unmittelbare Bedrohung, aber die junge Russin wußte nicht, wie sie reagieren wollte. Ihr mußte es

vorkommen, als wäre sie vom Regen in die Traufe geraten.

»Dieser Tag ist verflucht!« hatte Pepe gemeint und auch irgendwo recht behalten. Er war verflucht. Nichts lief mehr wie sonst. Wer die Pflanzen noch alles entdeckt hatte, wußte er nicht, aber gesagt hatte keiner der Bewohner etwas. Es gehörte hier zum alltäglichen Leben, daß auch ungewöhnliche Dinge passierten, die man achselzuckend hinnahm.

Aber nicht so etwas, das den Marcas' widerfahren war, und beide waren ratlos.

Auch die Russin sagte nichts. Sie hatte um Wasser gebeten, es auch bekommen, hockte auf ihrem schlichten Stuhl wie ein scheues Reh und schaute ins Leere, wobei sich auf ihrem Gesicht ein Muster aus Schweißperlen abzeichnete.

Aber sie brach das Schweigen trotzdem. »Irgendwann werden die beiden Verbrecher kommen«, erklärte sie. »Ich weiß und spüre es.«

Sie schaute sich gehetzt um, als könnten Susa und Chicon jeden Moment zur Tür hereinstürmen. »Daß es für euch furchtbar ist, weiß ich. Ich will euch auch nicht in eine Sache hineinziehen, deshalb wäre es besser, wenn ich jetzt gehen könnte.«

Vicenca Marcas, ein sehr mütterlicher Typ, schaute Ludmilla eine Weile schweigend an. Dann lächelte sie und legte ihre Hand auf die des Schützlings. »Kind, wo willst du denn hin? Sag es uns! Wo willst du hin?«

»Ich weiß nicht.«

»Eben, du weißt es nicht. Du bist hier fremd. Du müßtest weglaufen, und diese Gegend ist keine gute für Mädchen oder junge Frauen wie dich. Glaub es mir. Auf Fremde, die schutzlos sind, wartet man doch nur. Außerdem wird es bald dämmern. Die Luft draußen ist beinahe noch lebensgefährlicher als hier. Die Kippen stinken. Der Geruch kommt mir vor, als wollte er uns töten. Bleib also hier bei uns. Das ist, auch wenn es schwer zu glauben ist, am sichersten.«

Auch wenn Ludmilla nicht alles verstanden hatte, senkte sie den Kopf und nickte.

»Möchtest du noch etwas trinken?«

»Gern.«

Pepe stand auf und holte aus dem Kühlschrank eine Dose Mineralwasser. Auf dem Kühlschrank stand der Fernseher. Er brachte ihnen die große, weite Welt in das Elend, das sie hier tagtäglich erlebten.

Sie kamen sich schon vor wie in einem Gefängnis. Wer einmal hier hockte, der kam so schnell nicht mehr weg.

Er riß die Dose auf und überreichte sie dem Gast mit einem schiefen Lächeln. »Was immer uns auch noch bevorsteht, es wird nicht so schlimm sein wie das, was man dir angetan hat.«

Ludmilla preßte ihre Handflächen um die kalte Dose und nickte.

»Ja, das ist sicherlich wahr. Es war schrecklich.« Sie schüttelte sich und begann zu weinen.

Sie hatte nicht alles erzählt, besonders auf Details verzichtet, aber was das Ehepaar wußte, war schon unwahrscheinlich. Beide kannten sich im Dreck der menschlichen Leidenschaften aus, sie erlebten hier in diesen beiden Hochhäusern genug, aber Ludmilla mußte eine Hölle durchgemacht haben, wie sie schlimmer nicht sein konnte.

Ludmilla trank langsam. An ihrem Hals war zu sehen, wie sie schluckte. Ludmilla starrte ins Leere, und es war bei ihr eine erzwungene Ruhe.

Vicenca reagierte anders. Sie blickte sich ständig um, und sie schaute dorthin, wo sich die Pflanzen aus der Wand und dem Fußboden gedrückt hatten. Nur sie sah die Bewegung aus der Wand, und sie konnte nicht mehr an sich halten.

»Es wächst wieder!« rief sie.

»Wo?« fragte Marcas.

»An der Wand!« Vicenca deutete mit dem ausgestreckten und zittrigen Zeigefinger hin.

Pepe sah es und sprang auf. Ludmilla blieb sitzen. Auch sie blickte hin, aber sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um das Phänomen würdigen zu können.

»Mein Gott«, flüsterte der Mann und bekreuzigte sich. »Das ist ja unfaßbar. Ich – ich kann es nicht glauben. Ich komme da nicht mehr mit, verflucht!«

Die Pflanze wuchs weiter und drehte sich dabei. Sie nahm an Länge zu, und noch konnte sie waagerecht in den Raum hineinstoßen, bis das Gewicht der eigenen Blätter sie nach unten drückte.

Erklärungen konnte das Ehepaar Marcas nicht geben. Beide nahmen es schicksalsergeben hin und sahen, ebenso wie Ludmilla, zu, wie sich die Pflanze wieder senkte. Mit der blättrigen Spitze zuerst beugte sie sich dem Boden entgegen und glitt parallel zur Wand nach unten. Sehr schnell erreichte sie den Boden, wo sie auch nicht mehr liegenblieb, sondern ihre Wanderung darüber hinweg fortsetzte und den Küchenboden als Unterlage nahm. Es sah so aus, als hätte sie ein Ziel, und es stimmte auch, denn nach wenigen Sekunden schon hatte sie sich mit der aus dem Boden wachsenden Pflanze getroffen und sich mit ihr verbunden.

Jetzt lag zwischen den Menschen ein grünes, leicht ölig schimmerndes und mit Blättern bestücktes Band, das sich in der folgenden Zeit nicht bewegte.

Pepe ging zu seinem Platz zurück, wobei er allerdings einen kleinen Bogen schlug. Auf keinen Fall wollte er die Pflanze mit seinem Fuß berühren. Aber er ließ sie nicht aus den Augen. Dann ließ er sich auf

seinem Stuhl nieder.

Die drei warteten.

Vicenca hatte wieder die Hände gefaltet. Ihre Lippen bewegten sich zitternd. Sie sprach leise Worte, es hörte sich an wie ein Gebet, weil es so monoton klang.

Etwa eine Minute war verstrichen, als sich wieder etwas tat. Es begann mit einem Zucken der Pflanzen. Durch sie lief ein regelrechtes Zittern, das sich auch auf die Blätter übertrug, und diese Bewegung glich einem Signal.

Plötzlich fing die Pflanze an, sich zu vermehren. Aus den beiden Hauptsträngen lösten sich kleine ab, die ebenfalls wuchsen und dabei über den Boden krochen.

Fünf, sechs, sieben dünne Fäden bewegten sich über den Fußboden. Langsam, lautlos, und trotzdem kam es den Zuschauern schnell vor.

Sie wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Keiner stand auf, nur Pepe traute sich. Er hob für einen Moment die Beine an, als ein Pflanzenarm zu nahe an ihn herankam. Er wollte auf keinen Fall von ihm umschlungen werden.

Die dünne Liane glitt an ihm vorbei. Andere hatten ihre entsprechenden Wege gefunden, und einem Abkömmling war es sogar gelungen, sich um ein Tischbein zu wickeln. Er glitt daran hoch. Pepe glaubte sogar, ein leises Schaben zu hören, aber da konnte er sich auch geirrt haben.

Die Pflanze erreichte mit ihrem vorderen Ende die Tischkante.

Auch dort stoppte der Wuchs nicht, denn sie glitt über die Kante hinweg und fand ihren Weg über den Tisch. Sie zielte genau auf Vicenca, die den Kopf gesenkt hatte, als wollte sie den Weg verfolgen, wobei sie sich der Gefahr nicht bewußt war, im Gegensatz zu Pepe, der seine Frau mit zischender Stimme ansprach. »He, gib acht!«

Vicenca rührte sich nicht.

Die Pflanze kroch weiter. Nicht geradeaus, sondern in Schlangenlinien näherte sie sich dem Ziel. An ihrer Außenseite saßen winzige Knoten oder Knospen. Es war durchaus möglich, daß dort plötzlich kleine Blätter hervorsprossen.

»Vicenca!«

Jetzt hörte sie, schaute aber ihren Mann an.

Pepe deutete auf den Tisch. »Da, verdammt! Siehst du das denn nicht?«

Sie schaute hin. Ihre Mundwinkel zuckten dabei. Dann nahm sie die Hände, die bisher auf der Tischplatte gelegen hatten, zur Seite, so daß die Pflanze an ihnen vorbeigleiten mußte, was sie auch tat.

Sie erreichte die Tischkante und war wieder nicht weit von Vicenca entfernt, aber sie drückte sich nicht mehr nach vorn, sondern knickte weg, um unter dem Tisch weiter zu wachsen.

Pepe atmete stöhnend auf. Ihm war ein Stein vom Herzen gefallen.

Mit dem Handrücken wischte er über seine Stirn, während seine Frau flüsterte: »Sie tun uns nichts.«

»Wieso nicht?«

»Ich weiß es.«

Marcas mußte lachen. »Es kam mir vor, als hättest du dich mit ihnen unterhalten.«

»Vielleicht…«

»Erzähl mir doch nichts vom Pferd, Frau. Es wird langsam gefährlich.« Während er sprach, bewegte er seinen Kopf, weil er die unmittelbare Umgebung keinesfalls aus den Augen lassen wollte. Die Pflanze wuchs weiter. Sie schickte ihre Abkömmlinge in alle Richtungen weg, und das Zimmer gehörte bereits ihnen.

»Irgendwann werden wir hier in einem Dschungel hocken!« flüsterte Pepe, »dem wir nicht mehr entkommen. Ich kann es euch sagen, denn ich weiß es genau. Der Dschungel wird uns fressen. Wir haben uns an der Natur vergangen, und das zahlt sie uns jetzt zurück.«

Da sprangen die Knoten auf. Es sah aus, als wären Nüsse dabei, der Reihe nach zu platzen. Aus dem Knoten entstanden kleine Blüten, die verschiedenfarbig schimmerten und einen Duft abgaben, der für Pflanzen ungewöhnlich war.

Es roch nach Säure, nach Dreck, nach alter Asche. Diese Pflanzen hatten sich verändert. Sie waren manipuliert und nicht mit denen zu vergleichen, die normal wuchsen.

Pepe legte seine Hand gegen die Brust. Er fluchte leise vor sich hin, weil er mit gewissen Dingen nicht zurechtkam. Ihm war alles über den Kopf gestiegen, er merkte, daß sein Herz immer schneller schlug und er dabei auch immer mehr in Schweiß geriet. Ein paarmal wischte er über seine Oberlippe hinweg, wo der dünne Bart glänzte wie ein Stück Aal. Die kleinen Ableger fanden ihren Weg.

Sie bildeten auf dem Boden ein weit gespanntes Gitter, aus ihnen, den Ablegern, entwickelten sich wieder andere, die ebenfalls über den Boden glitten.

Begreifen konnte es kaum jemand. Ludmilla, Vicenca und Pepe wagten auch nicht, sich zu unterhalten. Ein jeder war mit sich selbst beschäftigt und natürlich mit der Umgebung.

Bis Ludmilla leise aufschrie!

Sofort war alles anders, Pepe und seine Frau schauten zu der Russin hin, die jetzt starr und mit durchgedrücktem Rücken auf dem Stuhl saß. Ihr Gesicht war zu einer Maske erstarrt, die Augen sahen unwahrscheinlich groß aus, der Mund stand offen, und aus seiner rechten Seite drang ein dünner Speichelfaden.

»Was ist denn?« rief Pepe.

»Es – es hat mich berührt!«

»Wo?«
»Unten, am Bein…«
Pepe blieb noch einen Moment sitzen, dann drückte er seinen Oberkörper in die Tiefe, um nachschauen zu können.
Ludmilla trug ein blasses T-Shirt und eine dünne Hose mit weit geschnittenen Beinen. Das war ihr in diesem Fall zum Verhängnis geworden, denn ein Ableger hatte es geschafft, zuerst an ihrem Fuß und dann ihrem Bein in die Höhe zu gleiten.
Pepe konnte jetzt deutlich sehen, was da geschehen war. Wie ein Schlauch stach der dünne, lianenartige Faden in die Höhe, und Pepe zischte Ludmilla zu: »Nimm ihn weg!«
»Kann nicht!«
»Verdammt, du mußt es aber…«
»Laß mich es machen.« Vicenca hatte als einzige die Nerven behalten. Sie wuchs in dieser Zeit über sich selbst hinaus, und als sie sich erhob, da spürte jeder die Sicherheit, mit der sie umgeben war. Sie ging um den Tisch herum, sie tat es nicht mal schnell, dafür jedoch zielstrebig.
Neben dem Stuhl, auf dem Ludmilla saß, ging sie in die Knie und beugte sich nach vorn.
Die junge Russin rührte sich nicht. Sie hatte sich verkrampft, aber sie zitterte trotzdem.
Vicenca brauchte nur einmal hinzuschauen, und sie benötigte auch kein Licht, obwohl es im Raum immer düsterer wurde. Zielsicher faßte sie zu, aber sie war auch vorsichtig, denn sie wollte die Pflanze auf keinen Fall zerstören.
Das dünne, grüne Etwas zuckte in ihrer Hand. Es wollte seinen Weg fortsetzen, aber Vicenca setzte den Zug dagegen. Sie war stärker als die Pflanze, was auch Ludmilla merkte, denn sie spürte sehr deutlich, wie sie wieder an ihrem Bein entlang nach unten und dann unter dem Hosenbund hervorgezogen wurde.
Vicenca Marcas richtete sich auf. Die Pflanze hielt sie dabei in der Hand. Die schaute mit ihrem Ende aus der Faust hervor, wo sich die Blüten zitternd bewegten.
Zwei Augenpaare schauten zu, wie Vicenca sie auf dem Boden ablegte. Noch einmal stemmte sie sich hoch. Auf ihrem Gesicht lag jetzt das Lächeln einer Siegerin. »Ich habe es euch doch gesagt, daß sie uns nichts tun wird. Ich habe den Anfang gemacht.«
Pepe schluckte. »Das ist wahr. Aber – ist nichts zurückgeblieben?«
»Wie meinst du das?«
»An deiner Hand. Eine Wunde oder so…«
Vicenca hob die Schultern und die Arme. Dann drehte sie die Handflächen nach außen, so daß jeder der beiden sie sehen konnte.
»Da ist nichts, gar nichts.«

Pepe wollte trotzdem mehr wissen. »Wie – wie hat sie sich denn angefühlt?«
»Glatt!«
»Nicht klebrig?«
»Ein wenig schon.«
»Und sie hat nichts abgesondert? Vielleicht eine Säure…«
»Keine Sorge, ich bin in Ordnung.«
Sie beugte sich der Russin entgegen. »Und wie geht es dir?«
Ludmilla wollte lächeln, aber es wurde nur ein kurzes Zucken der Mundwinkel daraus. »Ich spüre auch nichts mehr«, gab sie zu. »Gar nichts.«
Vicenca mußte einfach lachen. »Seht ihr«, sagte sie. »Das habe ich euch gleich gesagt. Wir sind nicht ihre Feinde, wir nicht.«
Pepe starrte sie mit offenem Mund an. Er mußte die Behauptung erst verarbeiten. »Wenn nicht wir, wer dann?«
»Das weiß ich nicht. Vielleicht alle anderen Menschen – möglicherweise.«
»Die hier leben?«
»Zum Beispiel. Aber nicht nur sie. Auch das Haus oder das, was die Menschen errichtet haben, und das Land, das sie der Natur wegnahmen, wird nun als Feind angesehen.«
»Da komme ich nur schwer mit«, gab Pepe zu.
»Ich weiß, und ich will mich auch nicht darauf verlassen.« Sie stützte ihre Hände auf den Tisch. »Am besten wäre es, jetzt das Weite zu suchen. Wir drei…«
Jetzt fühlte sich auch Ludmilla angesprochen. Sie hob den Kopf.
Sie krauste die Stirn, als sie Vicenca anschaute. »Ihr wollt mich mitnehmen?«
»Natürlich. Wir haben versprochen, für deinen Schutz zu sorgen, und das bezieht sich nicht nur auf die Wohnung hier.«
Ludmilla war gerührt. Sie wollte etwas sagen, aber ihr fehlten die Worte, was nicht allein an ihren geringen Sprachkenntnissen lag. Vicenca merkte genau, was in der jungen Frau vorging, und sie tröstete Ludmilla durch streichelnde Bewegungen.
»Wohin willst du denn gehen?« fragte Pepe.
»Erst mal raus hier.«
»Was sollen wir mitnehmen?«
»Nur die Papiere.« Sie lachte. »Schau dich doch um. Was lohnt sich denn hier noch?«
»Ja, da hast du recht.«
»Jedenfalls müssen wir die Nacht überstehen. Wir werden in die City fahren und uns eine Unterkunft suchen. Ich möchte nicht erleben, was hier noch alles passiert. Man wird uns auch dafür verantwortlich machen, denn du bist der Hausmeister. Dir wird man Fragen stellen,

die Polizei wird ermitteln und…«

»Ja, schon gut. Ich habe begriffen.« Pepe stand auf und bewegte sich vorsichtig auf den Vorhang zu.

»Ich werde mal Licht machen!« erklärte Vicenca.

Dazu kam sie nicht mehr, und auch ihr Mann schaffte es nicht, aus dem Versteck im Schlafraum die Papiere zu holen, denn sehr wuchtig wurde die Tür noch innen gestoßen.

Vicenca drehte sich, auch Pepe fuhr herum, nur Ludmilla blieb starr hocken. Blitzartig kehrte alles wieder zurück, was sie an Schrecken erlebt hatte, denn ihre beiden Peiniger standen jetzt in ihrer Wohnung und grinsten wölfisch.

Susa sagte: »Wir haben doch…«

***

Es hörte sich an, als hätte er genau diese Worte nicht gesprochen, sondern gesungen. Es war ihm nicht möglich gewesen, den Triumph zu verbergen, und er wirkte wie ein böser Teufel, wie er da im Halbdunkel stand.

Beide Männer verströmten den Hauch einer tödlichen Gefahr.

Wenn es nach Mord oder Tod riechen konnte, dann war das hier der Fall, denn sie verbreiteten diese Aura.

Chicon kam auf Pepe zu, während Susa die Frauen im Auge behielt. Jetzt erst fiel ihnen auf, daß er ein Messer in der Hand hielt.

Noch wies die Spitze nach unten. Er flüsterte: »Nur nicht bewegen, Ladies, nur nicht bewegen.«

Daran dachten die Frauen nicht, aber Vicenca hatte sich als erste gefaßt und fragte: »Was wollt ihr Dreckskerle?«

Susa schluckte die Frage, aber sie war ihm sauer aufgestoßen. »Dafür schneide ich dir gleich ein Muster in deinen fetten Wanst, Alte. Danach kommst du auf die Kippe.«

»Ich zittere jetzt schon.«

Susa war irritiert. Er konnte nicht begreifen, welche Tatsache der Frau eine derartige Sicherheit gab, aber er hielt sich zurück. Ludmilla starrte er an. Dabei grinste er und wischte mit einer obszönen Bewegung über seine Lippen.

Auf die Pflanzen hatten beide nicht geachtet. Das mochte Zufall sein, konnte aber auch an den Lichtverhältnissen liegen, die doch ziemlich schwach und grau waren.

Pepe stand noch immer am Vorhang. Chicon blieb dicht vor ihm stehen. Beide schauten sich an, und der Zuhälter schüttelte den Kopf. »Du beschissener Samariter, was hast du dir dabei gedacht, daß du unsere kleine Russin aus der Wohnung geholt hast?«

»Das habe ich nicht!«

Chicon schlug Pepe in den Leib. Der Hausmeister gurgelte auf, die

Schmerzen rasten durch seinen Körper, und er schaffte es nicht, sich auf den Beinen zu halten. Er sank in die Knie, aber Chicon hielt ihn fest und richtete ihn wieder auf. Er starrte ihm ins Gesicht. »Das war erst der Anfang, du Scheißkerl! Ich hasse es, wenn man mich belügt. Du scheinst dir nicht im klaren darüber zu sein, was wir mit dir anstellen werden. Dieses Haus hier gehört uns, verstanden? Wir haben hier das Sagen. Wir sind die Macher. Wenn wir jemanden holen, haben wir unsere Gründe. Und wir lassen uns von einem kleinen Pinscher das Geschäft nicht kaputtmachen.« Er kniff ihm in die Wange.

»Ist das klar?«

Pepe wollte sprechen, was er nicht schaffte. Die Worte blieben irgendwo hängen, und so konnte er nur nicken. Seine Zunge kam ihm vor wie ein Stück Metall, und auch das Gesicht des anderen sah er nur verschwommen.

Chicon wartete. Er stellte die Frage erneut und lauerte auf eine Antwort. Pepe riß sich zusammen, auch wenn es ihm schwerfiel.

Seine Worte, waren kaum zu verstehen, die er schließlich mühsam über die Lippen brachte. »Ich habe nicht gelogen, verdammt! Ich habe sie nicht aus der Wohnung geholt.« Er schüttelte den Kopf, auch wenn es ihm schwerfiel.

»Ach ja…«

»Von draußen.«

»Wie?«

»Von der Hauswand!«

Es war die Wahrheit, wie Pepe noch hinzufügen wollte, aber Chicon glaubte ihm nicht. Diesmal nahm er sich Zeit, als er die Faust ballte. »Der nächste Treffer wird härter!« drohte er.

Vicenca griff ein. »Hör auf! Es stimmt, was Pepe gesagt hat. Er hat sie von der Hauswand geholt, denn sie hat sich aus dem Fenster stürzen wollen.«

Chicon schwieg. Mit einer Hand hielt er Pepe fest, als er sich umdrehte, weil er wissen wollte, was sein Kumpan dazu sagte, aber Susa schwieg zunächst.

»Glaubst du das?«

»Es stimmt!« erklärte Vicenca.

»Du bist nicht gefragt worden, verdammt!«

»Aber ich sage…«

»Halt dein Maul!« keifte Susa.

Diesmal war Vicenca ruhig, auch deshalb weil sie etwas gesehen hatte, was den anderen entgangen war. Keiner von ihnen hatte bisher auf den Boden geachtet, der von den feinen lianenhaften Gewächsen übersät war. Sie hatten ein regelrechtes Muster gebildet, das schon als Falle bezeichnet werden konnte.

Eine dieser Lianen hatte sich genau in Susas Richtung bewegt und bereits seinen linken Schuh erreicht. Das Gewächs kroch daran hoch. Langsam und vorsichtig, und Vicenca mußte sich zusammenreißen, um den anderen nicht zu warnen.

Susa dachte jetzt erst an Ludmilla, und er sprach sie nun direkt an.

»Was hast du getan, verdammt?«

»Ich wollte mich aus dem Fenster stürzen. Aber da wurde ich aufgefangen.«

»Von wem?«

»Von der Pflanze.«

Keiner lachte. Susa sagte: »Die haben wir gesehen, Chicon. Sie ist aus der Hauswand gewachsen – oder?«

»Genau.«

»Frag den Samariter, Chicon, ob er eine Erklärung weiß. Er ist doch sonst immer so schlau.«

»Gern.« Chicon stieß den Mann an. »Du hast es gehört, Schlaumeier. Was ist da passiert?«

»Ich weiß es nicht.«

»Lüg nicht.«

»Nein, ich weiß nur, daß sich alles verändert hat. Hier und in der Umgebung.«

»Was hat sich verändert?«

Pepe holte Luft. Er hoffte, daß er seine Warnungen nicht in den Wind sprach. »Die Natur läßt sich nichts mehr gefallen. Die Menschen haben es zu schlimm getrieben. Sie sind zu weit gegangen, jetzt kriegen sie die Quittung.«

Chicon lachte. »Indem sie aus der Hauswand wachsen?«

»Ja.«

»Du bist verrückt, Pepe!«

»Nicht nur da!« sprach er weiter. »Es gibt sie wirklich überall. Ich warne euch. Ihr kommt nicht dagegen an. Wenn die Natur es will, ist sie stärker, viel stärker.«

»Das sagst du.«

»Es stimmt auch.«

»Wir werden sehen, aber zuvor…« Er suchte nach Worten, schaute zu Boden und wurde von seinem eigentlichen Thema abgelenkt, denn dort hatte sich etwas bewegt.

Es war ein langer Schatten, vergleichbar mit einem dunklen Schlauch, der sich nahe der Füße abzeichnete. Chicon schüttelte irritiert den Kopf.

In der selben Sekunde schrie Susa auf. Die Liane hatte ihn erreicht.

Sie war an seinem Fuß entlang in die Höhe geglitten. Sie hatte sich dabei in seine Hose hineingeschoben, wanderte wie ein klebriges Etwas an der Wade hoch, und Susa stieß einen erneuten Laut der Wut

aus, der in einem Fluch endete.

Dann bückte er sich. Mit der messerlosen Hand bekam er das Pflanzenteil zu fassen und riß ihn energisch aus seiner Hose hervor.

Er warf es nicht zu Boden, sondern hielt ihn so vor sein Gesicht, daß er gegen das Ende schauen konnte. Für die anderen sah es so aus, als hielte er ein Tau fest.

»Scheiße, was ist das?«

»Die rächenden Pflanzen!« erwiderte Vicenca gelassen. Von ihr war alle Furcht geflohen. Selbst durch die beiden Verbrecher fühlte sie sich nicht mehr bedroht.

Susa stöhnte auf. Aber er war auch ein Mensch, der nicht hinnehmen wollte, daß andere über ihm standen. Dabei spielte es keine Rolle, wer das nun war.

In der Rechten hielt er noch das Messer. Die Klinge war sehr scharf. Ihr würde auch die Pflanze nichts entgegensetzen können.

Blitzschnell schlug er mit dem Messer zu, und er kappte die Pflanze dicht unter seiner Faust. Er warf den Rest weg, der noch zwischen seinen Fingern klebte, und jeder im Raum bekam diese heftigen Bewegungen mit, aber auch die Folgen der Tat.

Aus der Öffnung schoß eine Fontäne in die Höhe. Ein dunkler, sirupartiger Saft, der trotz des Drucks nicht die Decke erreichte, sondern kurz davor stoppte und wieder zurückfiel.

Das Zeug landete teilweise auf Susas Kopf, der ihn nicht rasch genug hatte zur Seite nehmen können. Seine linke Hälfte wurde erwischt und auch ein Teil der Schulter.

Aber das war nicht alles.

Die Pflanze wehrte und rächte sich für die Tat. Sie war nach dem Schnitt wieder zu Boden gefallen, blieb dort aber nicht lange liegen, sondern zuckte sofort wieder in die Höhe, und dabei schnellte sie auf den Kopf des Verbrechers zu, der ihn nicht so schnell zur Seite nehmen konnte.

Der Pflanzenteil wand sich blitzartig um den Hals des Mannes wie eine ölige Schlange, und dann drückte sie erbarmungslos zu.

Vicenca Marcas aber lächelte…

***

Drei Fenster – drei Gesichter!

Wir sahen sie überdeutlich, als wären sie extra für uns von der Rückseite her beleuchtet worden, und ich mußte zugeben, daß Bill mich zurecht alarmiert hatte.

Diese Wesen waren der eigentliche Grund für meinen Flug nach Manila gewesen, denn mein Freund wußte nicht mehr, wie er sie einschätzen sollte.

Waren es Zombies, waren es lebende Mumien oder Schrumpfköpfe,

die auf andere Körper gesetzt worden waren? Wie auch immer, zwei dieser Gesichter gehörten Frauen.

Die ältere von ihnen hatte strohblonde Haare, die nach drei verschiedenen Seiten hin abstanden. Ihre Gesichtshaut war zusammengezogen und vereinigte sich in der Nähe des Mundes, wo ein dünnes Muster aus Falten entstanden war.

Für einen Moment konzentrierte ich mich auf die Augen und mußte zugeben, daß ich in ihnen keinen Funken Leben entdeckte.

Sie waren kalt, böse und ausdruckslos, obwohl sie mir zugleich grausam vorkamen.

Ich schaute mir auch die anderen Gesichter an, die durch das Zusammenziehen der Haut ebenfalls ein katzenhaftes Aussehen bekommen hatten. Aus den Schlitzaugen in den Fratzen strömte uns das Böse entgegen.

Sie waren endlich da, und Bill Conolly drehte sich mir zu. »John, das sind sie.«

»Ich weiß.«

»Dann hat auch Oliveiro das gewußt.«

»Wahrscheinlich.«

»All right, was tun wir?«

Jetzt, wo wir endlich Bescheid wußten, hatte sich die Spannung bei uns ein wenig gelöst. Wir konnten durchatmen und uns auf die Feinde einstellen.

Ich sah mir noch das Frauengesicht an, das besonders deutlich diesen katzenhaften Ausdruck zeigte, weil sich bei ihr die Haut sehr dünn über die Knochen an den Wangen spannte. Dadurch sah der Mund aus, als wäre er zu einem ständigen Grinsen verzogen.

Ich konzentrierte mich auf die katzenhaften Augen. In den Pupillen lebte etwas, mit dem ich nicht zurechtkam. Ein böser, unheimlicher Blick, der mich durchbohren wollte.

War es Haß?

Haß auf die Menschen, die noch lebten, aber nicht mehr am Leben bleiben sollten?

Ich wußte es nicht. Freunde würden wir nicht werden, und mir war auch etwas anderes aufgefallen. Diese Wesen erweckten den Eindruck, als wären sie körperlos. Zumindest konnte ich keinen Hals unter ihren Köpfen entdecken.

Bill aber hatte mir von einem Körper erzählt, obwohl er ihn so genau hatte nicht beschreiben können. Alles war zu schnell gegangen, und auch meine Überlegungen rissen, als ich plötzlich das schrille und bösartig klingende Geräusch hörte.

Diesmal von drei Seiten, und die Töne schienen durch keine Wand gedämpft zu werden. Mein Trommelfell wurde malträtiert. Das Geräusch verursachte bei mir wahnsinnige Kopfschmerzen.

Ich starrte dabei auf die Lippen der Frau. Sie waren etwas verzogen und hatten sich auch in der Mitte zu einem größeren Spalt geöffnet. Aus ihm war das Geräusch gedrungen, und nicht nur ich hatte eine Gänsehaut bekommen, auch mein Freund Bill.

Dann waren die Köpfe plötzlich weg. Auch das schrille Singen verstummte mit einem Schlag.

Die unerwartete Stille senkte sich nieder und stand wie eine Last zwischen den Wänden. Wir hörten uns selbst atmen. Beide schwitzten wir, beide saugten wir den säuerlichen Geruch der Luft ein, und es war Bill, der als erster den Kopf bewegte. »Sie sind auf dem Vormarsch, John!« erklärte er nickend. »Sie werden kommen, und sie werden zuschlagen. Sie haben sich bisher nur kurz gezeigt, aber wehe, wenn wir das Haus verlassen. Dann rechne ich mit einem Angriff.«

Ich grinste schief. »Was wollen wir denn sonst tun? Willst du etwa hierbleiben?«

»Auf keinen Fall.«

»Dann sollten wir uns auf den Weg machen.« Mit einer gekonnten Bewegung zog ich die Beretta. Selbst das sonst so kühle Metall hatte die Wärme aufgesaugt und einen feuchten Film bekommen. Wenn ich nicht achtgab, lief ich in Gefahr, die Waffe bei irgendwelchen Schüssen zu verlieren.

Bill ging bereits zur Tür. Er setzte seine Schritte ebenso vorsichtig wie ich. Jedes Berühren des Bodens war für mich gleichzeitig auch ein Tasten, denn die Szenen auf dem Friedhof hatte ich beileibe nicht vergessen.

Der Boden war nicht normal. Dort tat sich etwas. Er war für mich zu einem Sammelbecken fremder, magischer und auch dämonischer Kräfte geworden, und ich rechnete damit, daß sich die Welt vor dieser Hütte schon stark verändert hatte.

Es war nur eine kurze Strecke, die wir zurückzulegen hatten, und schon standen wir im Freien.

Es war dunkler geworden, aber noch war alles normal. Kein Zittern, kein Vibrieren und auch keine Risse im Boden.

Die Ruhe vor dem Sturm…

Ich ließ Bill stehen und suchte die Köpfe oder Wesen. Sie waren nicht zu sehen, auch dort nicht, wo sich der Boden bereits verändert hatte.

Ich blieb stehen, weil mich der Schreck so plötzlich überfallen hatte. Es war genau zu sehen, daß sich die Veränderungen nicht auf den Friedhof beschränkt hatten. Sie war weiter fortgeschritten und hatte auch die Umgebung zwischen Friedhof und Pfarrhaus erreicht.

Der Boden hatte Löcher bekommen, als hätten sich gewaltige Maulwürfe einen Weg nach oben gegraben. Wir konnten den Weg der dämonischen Kraft verfolgen. Wenn sie nicht einhielt, dann würde sie irgendwann eines der beiden hohen Häuser erreicht haben.

Beide waren gut zu sehen. Wie kantige Zeichnungen stemmten sie sich in das schwache Licht. In vereinzelten Wohnungen brannte Licht, das von innen her gegen die Scheiben der Fenster drückte und diese aussehen ließ wie ferne, blasse Sterne.

Wir sprachen es nicht aus, aber wir suchten beide nach den drei Wesen. Ich zumindest dachte an den Pfarrer, dessen Verschwinden schon sehr ungewöhnlich war. Ich wollte einfach nicht akzeptieren, daß er zu einem Opfer geworden war. Meiner Ansicht nach mußte er in diesen Fall stark involviert sein.

Bill rückte mit einem Vorschlag heraus. »Wir könnten doch in der Kirche nachschauen.«

Die Idee fand ich gut und stimmte deshalb zu. Sollten wir dort nichts entdeckten, mußten wir darüber nachdenken, wie es weitergehen sollte. Erst einmal war die Kirche wichtig.

Der Boden um sie herum zeigte keine Anormalitäten. Keine Hügel, keine Risse, und es wuchsen auch nicht die Pflanzen hervor, die nach unseren Beinen griffen oder sich um andere Körperteile ringelten.

Es herrschte eine bedrückende und abwartende Stille. Die Geräusche und auch Stimmen, die wir hörten, kamen von sehr weit her. Der Wind trug sie an unsere Ohren, aber es war nicht zu verstehen, was sie sagten.

Auch die Müllkippen lagen in einer gespenstischen Ruhe. Vom Schein der untergehenden Sonne leicht blutig angehaucht, so daß sie fast ein romantisches Bild abgaben.

Auf diese Romantik konnten wir verzichten und auf die verdammte Gegend ebenfalls, die der Mensch versaut hatte.

Die Kirchentür hatten wir längst erreicht, und ich zog sie auf. Bill ließ mich vorgehen. Er folgte mir erst, als ich die Kirche schon drei Schritte weit betreten hatte.

Beide bleiben wir stehen.

Wir kannten die Kirche und wollten herausfinden, ob sich etwas verändert hatte. Licht war es nicht, weil hier im Innern die Dunkelheit den Kampf gegen das Licht gewonnen hatte.

»Hast du eine Lampe, John?«

»Die übliche.«

»Nimm sie. Ich habe meine Taschenlampe im Hotel vergessen, verflixt noch mal!«

Wir waren nicht weiter nach vorn auf den kleinen Altar zugegangen, der sich an Schlichtheit nicht mehr überbieten ließ. Das Licht war zwar relativ stark gebündelt, aber es hatte noch genügend Kraft, um das Ziel zu erreichen.

Ich schaltete meine kleine Leuchte ein. Für einen Moment strahlte ich vor uns auf den Boden, wo wir keine Veränderungen zu Gesicht bekamen.

Dann wanderte der Strahl in die Höhe.

Es war hier nichts geschehen. Wir standen in der dumpfen Luft, aber ich wußte, daß wir richtig gehandelt hatten und so etwas wie einen Erfolg würden erreichen können.

Wer in dieser Kirche perfekt geschnitzte und auch verzierte Bänke vermutete, lag falsch. Hier hatten einfache Menschen auch einfache Sitzgelegenheiten gefertigt. Und dieses Holz wurde vom blassen Licht aus der Dunkelheit geholt.

Schon beim ersten Auftreffen sahen wir es. Das Holz hatte an verschiedenen Stellen eine andere Farbe bekommen. Es schimmerte ölig, es war auch leicht grün geworden, aber nicht durch irgendwelche Verwitterungen, der Grund war einfach und lag auf der Hand.

Aus der Tiefe des Bodens hatte sich etwas nach oben gearbeitet, und mir kam der Gedanke, daß es ein ganzer Dschungel gewesen sein mußte, denn es gab keine Bank, die von den lianenartigen Gewächsen verschont geblieben wäre.

Mir stockte der Atem, während Bill die Luft ausstieß. »Hier also auch«, keuchte er, während er den Strahl beobachtete, den ich von einer Seite zur anderen schwenkte, um so viele Bänke wie möglich zu erfassen.

Sah man es positiv, so mußte man zugeben, daß die Natur es geschafft hatte, sich verlorenes Terrain zurückzuholen.

Sie breitete sich wieder aus, sie nahm alles in Beschlag. Sie würde es in sich selbst integrieren, und das Holz würde allmählich verwittern und dann verfaulen.

Bisher war der Lampenstrahl noch nicht bis zum Altar vorgedrungen. Ich hob meinen linken Arm weiter an. Genau dort befand sich das eigentliche Ziel, das Bill und ich zur selben Zeit sahen.

»Wahnsinn!« keuchte mein Freund.

Er hatte recht damit, denn der Altar sah nicht so aus, wie wir ihn kannten. Er hatte sich völlig verändert und war sogar unkenntlich geworden.

Die Masse der Dschungelpflanzen hatte ihn kurzerhand überwuchert, um zum Ziel zu kommen. Sie hielten den Altar umschlungen wie eine Kostbarkeit.

Aber das war nicht alles.

Als ich den Lampenschein auf den Mittelpunkt richtete, da erkannten wir diese rötlichgrün schimmernde Pflanzenmasse, die ihren Platz dort gefunden hatte.

Aus der Distanz wirkte sie wie eine riesige Menge Schleim, die so etwas wie einen rechteckigen und oben abgeflachten Kopf bildete, in dem wir auch ein Gesicht sahen.

Ja, das waren Augen, da war eine Nase, da war sogar ein Mund vorhanden. Sehr groß, drei- oder viermal so mächtig wie bei einem

anderen Menschen.

»Das Gesicht, John…«

Ich nickte, weil ich genau wußte, was mein Freund damit hatte sagen wollen.

Wir kannten es beide, auch wenn es jetzt vergrößert, eckig und zugleich verzerrt war.

Es gehörte Oliveiro, dem Pfarrer!

***

In diesem Augenblick vergaßen wir die drei Köpfe oder Wesen, jetzt interessierte uns nur dieser Geistliche, der seine Kirche auf eine Art und Weise beherrschte, wie wir es noch nie zuvor erlebt hatten.

Wenn man dem Satz glauben darf, daß Mensch und Natur eins sind, dann traf das hier bei Oliveiro genau zu.

Er, der Mensch, und die Natur waren tatsächlich eine Verbindung eingegangen. Es war zu einer für uns nicht erklärbaren Symbiose gekommen, aber wir wußten zugleich, daß so etwas nicht grundlos geschah. Auch da gab es Gesetze.

Ich stieß die Luft aus. Es hatte wirklich gedauert, bis ich wieder normal denken konnte, und auch das Zittern des weißgelben Lichtstrahls hörte auf.

»Begreifst du das?« fragte Bill.

»Noch nicht…«

»Aber er ist es doch – oder?«

»Das ist Oliveiro.«

»Okay, dann können wir nur hoffen, daß er uns auch Rede und Antwort steht.«

Bill hatte den Satz kaum ausgesprochen, da bewegte sich der Mund in diesem so veränderten und unglaublichen Gesicht, und die Stimme des Pfarrers begrüßte uns mit Worten, die uns beide erschaudern ließen.

»Willkommen in Mandragoros Alptraum!«

***

Susa konnte nicht glauben, was er erlebte. Es war einfach unwahrscheinlich, daß eine Pflanze ihn besiegen konnte. Aber sie hatte sich um seinen Hals geschlungen, und er spürte auch, wie sich eine zweite um seine Beine drehte, um ihn von den Füßen zu holen. Diese zweite Schlinge hatte sich nicht so fest gedreht, zumindest kam es ihm dort nicht so vor, weil sie die nackte Haut nicht berührte. Wichtig für den Mann war es trotzdem, sie abzureißen.

Er hob die Arme an, und seine Hände glitten über diese glatte Masse hinweg. Die Finger suchten verzweifelt nach einem Halt, in den sie hineingreifen konnte, aber da war nichts. Immer wenn er zupacken wollte, rutschten die Hände ab.

Keiner half ihm.

Vicenca Marcas beobachtete ihn mit kalten Augen und einem Lächeln auf den Lippen. Sie sah aus wie jemand, der Susa dieses brutale Schicksal gönnte.

Anders Ludmilla. Die Russin sah aus, als würde sie mit ihm leiden. Sie hatte den Arm halb erhoben und den Handballen gegen die Lippen gepreßt. Über ihrer Hand malten sich die Augen wie zwei klare Kreise ab, die mit einer Eisschicht überzogen waren.

Pepe bewegte sich auch nicht. Er spürte die Falten des Vorhangs in seinem Rücken, und vor ihm hielt sich noch immer Chicon auf. Er allerdings schaute ihn nicht mehr an. Er hatte sich gedreht, um verfolgen zu können, was mit Susa geschah. Er selbst griff aber noch nicht ein, weil ihn der Schock hatte starr werden lassen.

Susa wehrte sich. Um die Hände frei zu haben, hatte er sein Messer fallen gelassen. Es lag jetzt unerreichbar für ihn auf dem Boden.

Während er noch immer nach einem Halt suchte, ruckte sein Oberkörper vor und zurück. Er hatte den Mund weit geöffnet. Aus der Kehle drangen gurgelnde Laute. Speichel floß erst über das Kinn und berührte anschließend den Körper der schlangenähnlichen Würgeschlinge. Sie war stärker. Das Ding brannte sich in seinen Hals hinein. Susa glaubte, daß seine Haut an verschiedenen Stellen aufgerissen worden war, und der Körper scheuerte hin und her.

Er keuchte. Tränen quollen aus seinen Augen. Zuckend bewegte er sich vor und zurück, er drehte den Körper auch, aber einen Erfolg erreichte er nicht.

Susa hatte auch die zweite Pflanze vergessen, die seine Beine umschlang. Noch locker, dann aber zerrte sie die Schlinge blitzschnell zu und sorgte mit einem heftigen Ruck für den schnellen Fall des Mannes. Es geschah so rasch, daß keiner der anderen eingreifen konnte, und auch Chicon schaffte es nicht.

Was nicht an seinem Willen lag, sondern an einer zweiten Pflanze, die ihn erwischt hatte. Weich wie eine Feder war sie an seinen Beinen hochgeglitten, und als er die Berührung endlich bemerkte, da war es für ihn bereits zu spät.

So dünn das Gewächs auch war, es riß ihn um, und der Mann schlug mit dem Hinterkopf beim Fallen gegen die Tischkante. Das dabei entstehende Geräusch hörte sich schrecklich an.

Chicon landete am Boden. Sein Rücken bekam einen heftigen Stich, und er hatte die gleiche Haltung eingenommen wie auch Susa.

Er war beim Fallen ebenfalls mit dem Kopf aufgeschlagen, und die Welt vor ihm war in einer Armee von Sternen zerplatzt.

Für einen Moment wußte er nicht, was schlimmer war. Keine Luft zu kriegen, oder die Hölle in seinem Kopf. Er schien jeden Augenblick zu zerplatzen.

Susa konnte nicht mehr sprechen. Der Druck lockerte sich überhaupt nicht. Sein Hals schien nicht vorhanden zu sein, und was noch da war, das hatte die fremde Kraft brutal nach innen gedrückt.

Die Augen traten ihm noch weiter aus den Höhlen. Ersticken, der schrecklichste Tod, den er sich vorstellen konnte, aber er war nahe daran, und das berühmte Beispiel der platzenden Lungen traf auch auf ihn zu.

Der Druck im Innern war nicht auszuhalten. Sein gesamter Körper war aufgebläht, er trommelte mit den Hacken auf dem Boden herum, was aber nicht mehr war als letzte Zuckungen, denn plötzlich lag er still, und die Pflanzen blieben weiterhin um seinen Hals wie ein tödlicher Schal.

Vorbei…

Und Chicon?

Auch er lag am Boden, ohne sich zu rühren. Seine Augen standen offen. Sie wirkten wie Glas. Da hätte der Fachmann sicherlich Bescheid gewußt, doch die drei Lebenden waren damit noch nicht konfrontiert worden. Vicenca schaffte es, sich zu bewegen. Zuvor stieß sie die Luft aus, als wäre sie ungemein erleichtert.

»Bleibt ihr an euren Plätzen!« flüsterte sie und ging um den Tisch herum auf Susa zu.

In der Zwischenzeit hatten sich die Pflanzen immer stärker ausbreiten können. Es war zu einem lautlosen und raschen Vermehrungsprozeß gekommen, was Vicenca nicht mitbekommen hatte.

Erst als sie die weiche Masse unter den Schuhen spürte, erschrak sie heftig und blieb stehen. Plötzlich durchschoß auch die mutige Frau das Gefühl der Furcht. Sie hatte Angst davor, den Pflanzen etwas angetan zu haben, aber es erfolgte keine Reaktion.

Vicenca konnte ihren Weg fortsetzen. Dabei trat sie immer wieder auf feuchte Blätter. Manchmal lagen sie so dick, daß die Frau darauf einsackte.

Neben Susa ging sie in die Knie. Daß sie das Messer anhob, merkte sie kaum. Sie konzentrierte sich auf den Mann und stellte fest, daß ihm kein Arzt der Welt mehr helfen konnte. Er hatte den Tod bringen wollen, aber der Tod hatte ihn überrascht.

Vicenca stand auf. Sie spürte nicht die Spur von Mitleid mit ihm.

Die Klinge ließ sie wieder im Griff verschwinden und steckte das Messer in ihren Rockbund.

Danach ging sie zu dem anderen.

Auch er lebte nicht mehr. Pflanzen umspannen wie dünne Stricke die Beine, als wollten sie ihn für einen bestimmten Zweck fesseln.

Die Frau setzte sich wieder an den Tisch. Kaum hatte sie ihren Platz eingenommen, als es über sie kam. Das Zittern und das Schlagen der

Zähne aufeinander konnte sie nicht vermeiden, ebenfalls nicht die Tränen, die aus den Augen drangen.

Es war einfach vorbei mit ihrer Beherrschtheit. Zu lange schon hatte sie still sein müssen. Da hatte sie sich zusammengerissen und war stark gewesen, jetzt aber konnte sie nicht mehr.

Dann schaute sie wieder hoch.

Ihr Mann hatte sich gesetzt. Er reichte ihr ein Taschentuch. Vicenca mußte über seine fürsorgliche Geste lächeln und flüsterte mit erstickt klingender Stimme: »Danke, du bist lieb…«

»Ich mag nicht, wenn du weinst.« Auch er wischte über seine Augen.

Ludmilla rührte sich nicht. Sie wirkte wie jemand, der nicht dazugehörte. Ihr Gesicht war blaß geworden, und trotzdem wies es rote Flecken auf den Wangen aus. Sie bewegte sich auch, blickte mal zu Susa hinüber, dann wieder zu Chicon, die beide starr lagen und für sie wie Puppen aussahen. Es war kaum zu fassen, daß diese Männer sie vor kurzem noch so schrecklich gequält hatten. Der furchtbare Alptraum war leider Realität geworden. Wie die beiden Toten. Sie bildete sich die starren Körper nicht einfach ein. Es gab sie, und es gab auch die Pflanzen, die bereits die Herrschaft über die Wohnung errungen hatten.

Auf dem Boden hatten sie ein regelrechtes Netz aus mehr oder weniger dünnen Lianen hinterlassen. Sie waren ineinander verschlungen, sie bildeten Kreuzungen oder drehten sich in die Höhe wie alte Telefonschnüre.

Begreifen konnte sie nichts. Nur einfach hinnehmen und daran denken, daß sie einem grausamen Schicksal entwischt war.

Aber welches lag vor ihr? Ludmilla drehte sich instinktiv um, denn zu Vicenca hatte sie Vertrauen gefaßt. Sie war auch die einzige, die ihr eine Antwort geben konnte. Heimlich bewunderte sie die Frau, die so gar nichts Heldenhaftes an sich hatte und eher wie eine Matrone wirkte, was Ludmilla an Frauen aus ihrer Heimat erinnerte.

Beide blickten sich an. Ihre Gesichter waren verquollen. Als hätten sie sich abgesprochen, fingen sie an zu lächeln, das allerdings sehr gequält über ihre Lippen drang. Ludmilla wollte sich bedanken, aber Vicenca kam ihr mit einer Geste zuvor. Sie streckte ihren Arm aus und streichelte die Hand der Russin.

Ludmilla schloß für einen Moment die Augen. Das Gefühl, von der anderen Frau berührt zu werden, tat ihr gut. Es gab ihr sogar etwas von der alten Kraft zurück, und ihre Lippen formten ein leises »Danke«.

»Für was?« fragte Vicenca.

»Für alles. Du hast mein Leben gerettet.«

»Nein, das war Pepe.« Der hatte zugehört und widersprach. »Es waren die Pflanzen. Sie sind auf der einen Seite Lebensretter und auf

der anderen Mörder. Ich kann es nicht fassen. Ich komme damit nicht zurecht, und ich weiß auch nicht, wie es weitergehen soll.«

»Das Haus gehört uns nicht mehr«, flüsterte Ludmilla. »Es hat uns zwar nie gehört, aber ich meine jetzt die Wohnung. Hier ist etwas anderes der Besitzer geworden. Könnt ihr das begreifen? Hier hat sich jemand etabliert, hineingedrückt.« Sie winkte ab. »Himmel, ich verstehe das alles nicht.«

»Wir müssen weg!« sagte Pepe.

Schweigen. Dann lachte Ludmilla. Und Vicenca fragte: »Wohin willst du denn gehen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann laß uns bleiben.«

Pepe lachte kehlig auf und hustete danach. »Mit diesen beiden toten Verbrechern?«

Wieder legte sich das Schweigen über den Raum, denn Pepe hatte ein Thema angesprochen, über das noch keiner so richtig nachgedacht hatte.

»Stimmt«, sagte Ludmilla.

»Was machen wir mit ihnen?« fragte Pepe seine Frau, die gerade eine Schublade aufgezogen hatte. Ihr entnahm sie eine kleine Blechdose und klappte den Deckel auf. Die Dose enthielt Tabak in der einen Hälfte. In der zweiten befand sich das entsprechende Papier, und ein kleines Feuerzeug war ebenfalls vorhanden.

Vicenca gehörte zu den geschickten Zigarettendreherinnen. Sie konnte einen Glimmstengel herstellen, ohne dabei auf ihre Finger schauen zu müssen. Jetzt aber tat sie es, und sie sah auch, daß ihre Finger zitterten. Es lag nicht an den Pflanzen im Raum und auch nicht an den beiden Toten, das war etwas anderes, denn sie hatte sich wieder an die seltsamen Wesen erinnert, mit denen alles seinen Anfang genommen hatte.

Sie waren verschwunden, aber Vicenca glaubte nicht daran, daß sie es für immer bleiben würden. Sie hielt die Flamme gegen den Glimmstengel, saugte den ersten Rauch tief ein und ließ ihn aus der Nase hervorströmen. »Ihr wollt eine Antwort haben, wie?« Sie hob die Schultern. »Das wollen wir wohl alle. Ich kann euch keine Antwort geben, weil ich selbst nicht zurechtkomme.«

»Fest steht«, sagte Pepe, »daß die Natur zurückgekehrt ist. Oder sehe ich das falsch?«

»Sicherlich nicht.«

»Gut. Man hat uns nichts getan, aber das muß nicht so bleiben, und ich habe auch an die anderen Bewohner hier im Haus gedacht. Was denkst du, Vicenca?«

Die Angesprochene wedelte den Rauch zur Seite, um freie Sicht zu haben. »Es stimmt. Du hast die Pflanzen außen an der Wand gesehen.

Jetzt können wir davon ausgehen, daß sie überall sind. Auch in den anderen Wohnungen.«

Das wollte Pepe nicht glauben. »Nein«, sagte er schnell. »Nein, das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Warum nicht?«

»Weil es – verdammt noch mal – wir hätten doch dann sicherlich etwas hören müssen. Schreie, Panik, was weiß ich?«

»Kann sein.«

»Und was sollten wir trotzdem unternehmen?«

»Nachschauen.«

»Wie?«

Vicenca deutete mit der Zigarettenspitze gegen die Tür. »Stoß sie auf und sieh nach, wie es draußen aussieht.«

Pepe war angesprochen worden, was ihm nicht gefiel. »Du meinst, ich soll tatsächlich nachschauen, ob es noch mehr dieser Pflanzen gibt, die vielleicht schon das Haus besetzt haben?«

»So ist es!«

Pepe erhob sich zögernd. Es war ihm anzusehen, wie sehr ihm alles gegen den Strich ging. Seine Frau drückte gerade die Zigarette aus.

Ludmilla sagte nichts. Sie blickte starr auf die Tischplatte, weil sie die beiden Toten nicht sehen wollte. Es war alles zuviel für sie gewesen.

Fliegen summten durch den Raum. Hin und wieder war eine leises Klatschen zu hören, wenn die sich die Pflanzen bewegten, über den Boden glitten und sich auf andere legten. Sie schienen ihre endgültigen Positionen noch immer nicht erreicht zu haben.

Auch an den Wänden hatten sie sich in die Höhe geschoben. Da sahen sie aus wie Arme, die versuchen wollten, an die Decke zu greifen. Verschieden große Blätter stachen von ihnen ab, und ständig bildeten sich auch neue Triebe.

Pepe Marcas ging sehr langsam. Er setzte seine Füße wie ein Kletterer, der verschiedene Hindernisse übersteigt und dabei die Beine immer stark anheben muß. Der Mann suchte die Lücken, um nur nicht auf die Pflanzen zu treten.

An der Tür blieb er stehen und schaute noch einmal zurück. Seine Frau nickte ihm zu. »Mach schon.«

»Ja, ist gut.«

Pepe holte tief Luft. Es kostete ihn Überwindung. Wieder schwitzte er, und selbst die Hosenträger waren schon feucht geworden.

Er öffnete die Tür.

Vorsichtig, um keinen Fehler zu machen. Jeder Herzschlag wurde für ihn zu einer Qual.

Der Blick in den Flur unten.

Er war ziemlich leer. Es brannte auch in der Nähe kein Licht. Es

einzuschalten, wäre sein Job gewesen. Von draußen her hörte er Stimmen, aber auch im Haus sprachen die Bewohner. Allerdings nicht mehr so laut wie sonst. Alles klang gedämpft, als stünden sie unter einem gewissen Streß.

Das war gut möglich. Die Pflanzen konnten einfach nicht nur von ihnen hier gesehen worden sein. Sie mußten auch den anderen Menschen aufgefallen sein.

Pepe öffnete die Tür weiter und setzte einen ersten, zögernden Schritt in den Flur hinein. Automatisch glitt sein Blick über die Wände. Es war einfach zu düster, um Einzelheiten erkennen zu können.

Ob die dunklen Flecke Schmutz waren oder ob hier ebenfalls Pflanzen wuchsen, war noch nicht zu erkennen.

Er ging auf den Lichtschalter zu. Zum Glück war er in Ordnung.

Pepe drehte ihn um.

Hell wurde es nicht richtig. Mehr gelblich und auch gedämpft, da ein Gitter die Lampe schützte.

Die Außentür stand weit offen. Er sah die Insekten hereinfliegen, die durch den Schein angelockt worden waren. Aber das war nicht alles. Ob die Pflanzen nun Wände und Böden aufgebrochen hatten, interessierte ihn auf einmal nicht mehr, denn vor dem Eingang nahm er die Bewegungen wahr und hörte zugleich dieses eigenartige Geräusch.

Die Wesen waren da.

Und sie waren zu dritt!

***

Pepe Marcas verlor im ersten Moment des Entdeckens die Übersicht. Es sorgte bei ihm für einen Schock. Er stand auf dem Fleck und konnte die Augen nicht von dem Platz lösen, an dem sich das Geschehen abspielte. Sie waren tatsächlich zu dritt erschienen. Obwohl sie alle irgendwie anders aussahen, ähnelten sich ihre Gesichtsausdrücke.

Verbissen, verzerrt und verzogen. An den Mündern wuchs die Haut zusammen. Scharfe Falten zeigten sich, die Augen leuchteten wie geschliffene Kiesel, und aus den Mündern drang wieder das bösartige Zischen. Der Mann hatte etwas unternehmen wollen, zumindest war der Wille vorhanden, doch er schaffte es nicht.

Was waren sie?

Er sah die Köpfe, auch die Körper, aber sie waren einfach zu abstrakt. Pepe konnte keine richtigen Arme und Beine erkennen, statt dessen kamen ihm die Leiber vor, als bestünden sie ebenfalls aus zahlreichen Pflanzenfäden, die wie glockenförmig gezogene Gardinenstränge nach unten hingen.

Pepe wußte nicht, was er noch tun sollte. Er schaffte es schließlich,

sich zu bewegen. Er streckte die Arme aus. Die Worte drangen stockend aus seinem Mund. »Nein, bitte – wir haben euch nichts getan. Ich möchte, daß ihr mir auch nichts tut. Es ist schon alles okay, nicht wahr?«

Die drei hörten nicht auf ihn. Sie kamen trotzdem vor, und sie schwangen ihre Körper. Er hörte das Rascheln, als die Wesen das Haus auf ihre Weise betreten hatten, was Pepe nicht mehr mitbekam, denn er hatte ihnen seinen Rücken zugedreht. Mit langen Schritten hetzte er zurück zur Wohnungstür. Da war er zwar auch nicht sicher, doch in seinen eigenen vier Wänden brauchte er sie zumindest nicht anzuschauen.

Er stemmte die Tür auf und hämmerte sie sofort wieder zu. Mit dem Rücken preßte er sich dagegen. Der Mund war dermaßen in die Breite gezogen, daß die Lippen gleich einzureißen schienen.

»Was ist denn?« rief Vicenca. Selbst Ludmilla war aus ihrer Lethargie erwacht.

»Sie sind da!« stieß Pepe hervor.

»Die Pflanzen?«

»Auch die – sicher, bestimmt. Aber die meine ich nicht, nein, die meine ich nicht.« Er lief auf seinen Platz am Tisch zu und nahm diesmal keine Rücksicht auf die glatten Hindernisse am Boden. Er rutschte nur einmal kurz aus, aber er fiel nicht hin und konnte sich schließlich auf den Stuhl setzen.

Dort blieb er nach Luft japsend hocken. Er streckte die Beine aus und schimpfte. »Es ist furchtbar, es ist einfach grauenhaft. Diese drei Wesen sind bereits im Haus!«

Vicenca, die eine Frage auf der Zunge hatte, schloß den Mund und schluckte. Dann fragte sie mit leiser Stimme: »Du hast dich nicht geirrt?«

»Nein.«

»Es waren drei?«

Pepe nickte. »Zum erstenmal habe ich die drei gesehen, verflucht! Ja, es waren drei dieser widerlichen Wesen. Zwei Frauen und ein Mann. Ich habe sie sogar ziemlich deutlich erkennen können, weil sie in das Licht hineintraten. Sie hatten so schreckliche Gesichter. Die Münder wirkten wie zugenäht. Es ist alles nicht zu fassen, aber ich lüge nicht, das schwöre ich.«

»Und was haben sie getan?«

»Ich weiß es nicht. Sie sind nur im Haus gewesen. Kann das nicht schon reichen?«

»Im Prinzip schon«, murmelte Vicenca. »Nur kann ich mir nicht vorstellen, daß sie einfach gekommen sind, ohne etwas zu unternehmen. Das will in meinen Kopf nicht rein.«

»In meinen ja auch nicht, aber es ist einfach so. Sie kamen, und ich

habe sie genau gesehen.«

»Drei…«, murmelte Vicenca und schüttelte den Kopf. »Es ist einfach unfaßbar.«

»Zwei Frauen und ein Mann.«

»Wie bitte?«

Pepe erklärte es ihr und fügte noch hinzu, daß die Frauen unterschiedlich alt waren. »Die mit den gelben Haaren, die ich schon kannte, war die ältere. Die andere hatte dunklere Haare. Die Gesichter sahen beinahe so aus wie die von Tieren, aber ich habe sie trotz allem noch erkennen können.«

»Wie meinst du das?«

»Nun ja, sie sind – ich meine, ich sehe sie heute nicht zum erstenmal, Vicenca.«

»Das weiß ich. Du hast ja von der einen schon gesprochen.«

Pepe zog die Nase hoch. »Ja, auch das stimmt, aber ich habe es wieder anders gemeint.«

»Dann rede doch.«

»Die drei sind mir bekannt vorgekommen. Ich glaube, sie schon einmal gesehen zu haben. Nicht aber in dem Zustand, meine ich. Damals waren sie noch normal.«

Vicenca Marcas schwieg. Sie drehte sich ihre zweite Zigarette, und wieder zitterten ihre Hände. »Kann es sein, daß du sie gekannt hast, als sie noch normal gewesen sind?«

»Genau.«

Vicenca zündete sich die Zigarette an. Sie rauchte einige Züge. Dabei schaute sie auf ihren Mann, der seine Nervosität nicht mehr unterdrücken konnte. »Was ist dann passiert?«

»Nichts.«

»Aber du hast sie erkannt? Dabei bleibst du?«

»Ja. Sie haben mal hier gewohnt. Und sie dürften eigentlich nicht mehr leben.«

»Warum?«

»Weil sie bei der Rodung eines Waldstücks umgekommen sind. Gestorben, verunglückt, umgebracht, einfach tot!« sagte er mit greinender Stimme. »Aber sie sind nicht tot! Sie sind eben nur anders, das habe ich gesehen. Verändert. Sie sind, meine Güte, ich weiß es auch nicht so genau! Sie sind tot und leben trotzdem…«

»Zombies«, flüsterte Vicenca.

»So sagt man wohl.«

»O Gott, steh uns bei! – Zombies!« Sie schaute unwillkürlich auf die Glotze, denn sie und ihr Mann hatten sich hin und wieder Zombie-Streifen angesehen.

Das aber waren Filme gewesen. Die Wirklichkeit jedoch mußte anders sein. Da gab es keine Zombies. Aber in der Realität gab es auch

keine Pflanzen, die sich durch Mauern bohrten und anfingen, ganze Häuser zu besetzen. So etwas gehörte ins Reich der Fabel, doch an diesem Tag waren sie eines Besseren belehrt worden.

Pepe hob die Schultern. »Ich weiß nicht mehr, was ich dazu sagen und was ich machen soll.«

Seine Frau dachte praktischer. »Könnte es nicht einen Zusammenhang zwischen den Pflanzen und diesen Wesen geben?«

»Das glaube ich auch. Aber welchen?«

Vicenca verzog die Lippen zu einem bitteren Lächeln. »Wir sollten sie fragen.«

»Machst du das?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

Bisher hatte Ludmilla nur zugehört. Jetzt schaute sie auf, und sie bewegte sich dabei wie eine Person, die soeben aus einem tiefen Schlaf erwachte. »Ich verstehe das alles nicht«, sagte sie. »Wieso sind plötzlich andere da?«

»Es gab sie schon vorher.«

»Aha.«

»Sie sind bei der Rodung umgekommen, verunglückt«, sprach Pepe weiter. »Aber so genau weiß ich das nicht. Das alles will mir ja nicht in den Kopf.« Er schlug nach einer fetten Fliege, die dicht vor seinem Gesicht entlangsummte. Das Tier war schneller, wich aus und gesellte sich zu seinen Artgenossen, die sich ebenfalls im Zimmer versammelt hatten, wahrscheinlich angelockt durch die Pflanzen und die beiden Leichen.

Es war finster geworden. Die Dunkelheit stülpte sich wie ein großer Topf über das Haus und die Umgebung. Die verfluchte Müllkippe schickte weiterhin ihre säuerlichen Grüße in die schwüle Luft.

Schon immer hatten die Menschen hier von einer Hölle gesprochen, in der sie lebten. Nun aber hatte die Hölle noch einige Bewohner bekommen, die tatsächlich hineinpaßten.

»Ich habe Angst«, sagte Ludmilla.

Diese Worte waren nicht falsch gewesen, wie sie am Nicken der beiden anderen erkennen konnte. Auch sie fürchteten sich, und dieses Gefühl stand auch in ihren Augen wie festgeschrieben.

»Kann ich Licht machen?« fragte Pepe.

»Sicher.«

Er nickte seiner Frau zu, wollte aufstehen, als Ludmilla plötzlich etwas sagte. »Nein, warte noch.«

»Was ist denn?«

»Ein Geräusch«, flüsterte die Russin. »Ich habe ein schreckliches Geräusch gehört.«

»Hier?« fragte Vicenca und drückte die zweite Zigarette aus, bevor

sie Ludmilla anschaute.

»Ja, hier. Hier im Raum. Ihr müßtet es doch auch gehört haben.«

Die drei schwiegen und warteten darauf, daß sich dieses seltsame Geräusch wiederholte.

Es passierte, und den dreien rannen kalte Schauer über die Körper, als sie das leise Schmatzen vernahmen, auch das Rascheln und ein geheimnisvoll klingendes Zischeln.

Sie bewegten ihre Köpfe und schauten dorthin, wo sie die Laute vernommen hatten. Sie waren an zwei verschiedenen Stellen aufgeklungen, und zwar dort, wo die Toten lagen.

Zu sehen war nichts.

Oder doch?

Bewegte sich da nicht etwas? Zuckten die Körper selbst, oder huschte etwas über sie hinweg? Hatte sich die schlechte Luft nicht verändert, weil ein anderer Geruch dominierend geworden war?

Alles war plötzlich anders geworden. Der Druck hatte stark zugenommen. Sie wußten genau, daß sich in ihrer Nähe Schreckliches abspielte, nur traute sich niemand, seinen Platz zu verlassen, um nachzuschauen. Bis auf Vicenca. Sie hatte sich in den letzten Stunden zu einer starken Persönlichkeit entwickelt. Ihr war es tatsächlich gelungen, über den eigenen Schatten zu springen, und auch jetzt war sie es, die aufstand und nachschauen wollte.

»Bitte«, flüsterte Pepe, »was hast du?«

»Ich werde es machen!«

»Was denn?«

»Licht, ganz einfach. Ich mache Licht, und die Dinge regeln sich von allein.«

Pepe wußte, daß er den kürzeren zog. Gegen seine Frau kam er einfach nicht an. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, und sie ließ sich nicht beirren.

Mit zügigen Schritten ging sie dorthin, wo sich auch der Lichtschalter befand. Sie wußte selbst, daß die Lampe nicht viel Leuchtkraft brachte, aber es würde ausreichen, um den Raum so zu erhellen, daß sie alles sehen konnte.

Zwei Augenpaare verfolgten ihren Weg. Vicenca schaute auch zu Boden, um erkennen zu können, was mit den Leichen passierte. Sie verhielt auf einmal ihre Schritte. Für Pepe und Ludmilla sah es aus, als wäre sie zusammengezuckt. Dann aber ging sie weiter, stieg über ein Hindernis hinweg und erreichte den Schalter.

Sie drehte ihn herum.

An der Decke wurde es hell, und diese Helligkeit machte deutlich, was die Pflanzen hinterlassen hatten, aber das alles war für die drei Menschen zweitrangig geworden.

Sie schauten nur auf die beiden Toten.

Was sie da sahen, entsetzte sie zutiefst…

***

»Willkommen in Mandragoros Alptraum!«

Es war keine Täuschung gewesen. Bill und ich hatten die Worte deutlich gehört, denn sie waren wie ein Grollen durch die schlichte Kirche gerollt.

Mandragoro also, der Umwelt-Dämon. Er hatte hier seine Prioritäten gesetzt und die Grenzen aufgezeigt. Er war es, der im Hintergrund die Fäden zog.

Aber er war nicht dieses Wesen auf dem Altar, das auf uns den Eindruck einer rötlichen Gummimasse machte, in die jemand ein Gesicht hineingezeichnet hatte.

Eben das Gesicht des Pfarrers!

Oliveiro war die eine Größe, und die andere Größe war eben der Umwelt-Dämon Mandragoro. Wie beides zusammenpaßte, wußte ich nicht, aber ich ging davon aus, daß der Geistliche und der Umwelt-Dämon ein Bündnis geschlossen hatten.

Auf diese seltsame Begrüßung hin hatten wir noch keinen Kommentar abgegeben. Ich bewegte auch nicht meine Lippen, sondern nur die Lampe, und der Strahl wanderte vor dem ehemaligen Altar hin und her, weil ich dort mehr erkennen wollte.

Dort breitete sich der Körper aus. Er war dort in die Breite gelaufen wie ein Teppich, und er klebte am Untergrund fest. Es gab auch eine Verbindung zum Kopf hin, der ja das eigentliche Zentrum war und den Altar bedeckte.

Ein Kopf, ein Gesicht, ein Mensch oder ein Wesen, das eins mit der Umwelt geworden war. Es konnte alles mögliche sein, denn ein Dämon wie Mandragoro kannte viele Wege, die zum Ziel führten. Wer ihn beschreiben wollte, obwohl er ihn kannte, der bekam schon seine große Mühe, denn Mandragoro war einfach nicht mit normalen Worten zu erfassen. Er war überhaupt nicht in den Griff zu kriegen, zumindest nicht für normale Menschen, denn er war ein Stück magische Natur. So bekam man ihn am besten in den Griff, und man mußte ferner bereit sein, ihn zu akzeptieren.

Mandragoro war ein Etwas. Ein Mensch und auch ein Dämon, und er hatte sich seinem Reich angepaßt. Er hatte keine Gestalt, die immer da war. Durch sein Geschick konnte er sich in verschiedenen Größen und Breiten zeigen. Er schaffte es, in die für uns tote Natur hineinzugleiten und ihr seinen Stempel aufzudrücken. Mandragoro war ein Phänomen. Er konnte in einem Baum stecken, aber auch in einer gewaltigen Blume oder sich im Unterholz abzeichnen. Das war bei ihm einfach alles möglich. Wir hatten gelernt, es zu akzeptieren, und ich hatte auch einen gewissen Burgfrieden mit ihm geschlossen,

weil ich großes Verständnis für seine Ziele aufbrachte, auch hier, wo die Umwelt radikal zerstört worden war, ohne Rücksicht auf Verluste.

Mandragoro und Oliveiro!

Welch eine Allianz, bei der es fraglich war, ob es überhaupt einen Sieger gegeben hatte.

Ich zumindest konnte es mir nicht vorstellen, aber Oliveiro hatte bestimmt nicht gelogen. Ihm mußte es gelungen sein, eine Verbindung zu dem Umwelt-Dämon herzustellen.

Wir hatten nach dieser überraschenden Eröffnung geschwiegen.

Ich leuchtete wieder in das Gesicht, traf dabei auch die Augen und strahlte in die Pupille hinein, die für mich aussah wie ein kleines Feuchtbiotop, denn die Pupillen schwammen in einer öligen, leicht bräunlichen Flüssigkeit, die zudem den gesamten Augenbereich bedeckt hielt. Die Nase des Pfarrers war gewachsen und zeichnete sich deutlich ab. Hinzu kam der Mund. Alle Gesichtsmerkmale schwammen in einer zuckenden Masse.

»Sag was!« murmelte Bill. »Du kennst doch Mandragoro besser als ich.«

»Ich kann Oliveiro ja einen schönen Gruß bestellen.«

»Das wird ihm wohl keinen Spaß machen.«

Die Gestalt bewegte sich auf dem Altar. Bei ihr traf auch entfernt der Vergleich mit einem Totenfisch zu, der seine Tentakel ausgestreckt hatte und sich damit am Boden festklammerte. Für mich stand fest, daß sich Oliveiro mit diesem Umwelt-Dämon eingelassen hatte und auf all seine Bedingungen eingegangen war, sonst hätte er dieses Aussehen nicht bekommen. Er war voll und ganz in Mandragoros Bann geraten.

»Ihr schweigt…?« Es war schon seltsam, aus dem Maul die Stimme des Geistlichen zu hören.

»Jetzt nicht mehr«, erklärte ich. »Wir sind nur etwas verwundert gewesen.«

»Warum?«

»Wir kennen Mandragoro.«

Mit dieser Eröffnung hatte Oliveiro nicht gerechnet. Sicherlich war er überrascht, aber er ließ es sich nicht anmerken, sondern wartete auf meine Fragen, die auch prompt kamen. Ich wollte zumindest wissen, welche Verbindung es zwischen ihm und Mandragoro gab.

»Was hast du mit ihm zu tun?«

Aus dem Mund schallte uns ein Lachen entgegen. »Sehr viel. Ich habe mich in seine Hände begeben.«

»Als Pfarrer?« rief Bill.

»Ja, als Pfarrer und auch als Mensch, der seine Chancenlosigkeit eingesehen hat. Ein Mensch, der völlig allein auf weiter Flur steht. Als einer, der versucht hat, gegen das Grauen anzukämpfen, ohne es zu

schaffen. Was habe ich nicht alles getan, um den Menschen hier ein einigermaßen anständiges Leben zu ermöglichen? Ich habe Eingaben an meine Vorgesetzten gemacht, auch an die Regierung und die Stadtverwaltung. Was ist geschehen? Nichts!«

»Baute man die Häuser nicht?«

»Doch, man zog die Baracken des Elends hoch und rodete dafür sogar Wald. Die Menschen waren brutal. Sie nahmen auf nichts und niemand Rücksicht. Und während sie hier die Häuser bauten, wuchsen die verdammten Kippen immer weiter an. Für die Bewohner hier wurden sie zu einem Horror, aber für Touristen aus aller Welt zu einem safarihaften Ziel, das nicht genug bestaunt werden konnte. Man schoß Fotos, man ließ sich durch organisierte Busreisen zu den Kippen bringen, was ich einfach widerlich fand. Ich habe dagegen protestiert, aber man hat meinen Protest einfach nicht wahrgenommen, und ich stand wieder allein auf weiter Flur. Ich habe verzweifelt.«

»Bis Mandragoro kam.«

»Nein, so ist es nicht gewesen. Nicht er kam zu mir, ich habe den Weg zu ihm gefunden, denn ich ging von meinem Vorhaben nicht ab. Ich wollte und mußte etwas unternehmen, und ich war dabei, nach Wegen zu suchen, die auch ungewöhnlich und außergewöhnlich waren. Es mußte einfach eine Möglichkeit geben, die Zerstörung zu stoppen. Ich stamme selbst aus diesem Land, und ich weiß, daß es gewisse Geheimnisse gibt, die nur Eingeweihten bekannt sind. Man kann es Magie nennen, man kann Aberglaube dazu sagen, alles ist möglich, aber das hat mich wiederum nicht berührt. Ich wollte meinen Weg gehen und besuchte jemanden, der sich im Dschungel vergraben hatte, um eins zu werden mit der Natur. Ein Mensch, der einmal an meiner Seite gestanden hat, der Priester hatte werden wollen, dann aber einen anderen Weg eingeschlagen hat. Als ich ihn fand, lebte er zufrieden, und er hörte meinen Worten sehr genau zu. Er verstand meine Probleme. Als ich ihn bat, mir bei der Lösung zu helfen, da stimmte er zu. Bedeutete mir allerdings, alles über Bord zu werfen, an das ich bisher geglaubt hatte. Nicht den Glauben an Gott, sondern den an gewisse Naturgesetze, denn die würden auf den Kopf gestellt werden.«

»Durch Mandragoro, wie?«

»So ist es, Senor, durch Mandragoro. Mein alter Freund eröffnete mir die Möglichkeit, mit ihm in Kontakt zu treten, und das ist geschehen. Ich lernte Mandragoro im Regenwald kennen, ich sah ihn, ich erkannte ihn als Wesen, nicht als einen Menschen oder Dämon. Er war ein Wesen, und er hatte großes Verständnis für meine Probleme.«

»Deshalb haben Sie sich auch verwandelt?«

»Ich nahm den Trank zu mir. Es war ein Stück Natur, ein sehr alter Trank, dessen Rezept nur wenige Menschen kennen. Ich kenne es

nicht, aber es ist meinem Freund bekannt gewesen, und als ich den Becher geleert hatte, da wurde mir erklärt, daß es von nun an keinen Weg mehr zurück ins normale Leben gab.«

»Hat ihr Freund den Trank auch zu sich genommen?« fragte Bill.

»Nein, aber er wird es tun, wenn er merkt, daß die Stunde seines Todes nah ist.«

»Was geschah mit Ihnen weiterhin?«

»Ich war zu einem anderen Menschen geworden, obwohl ich nach wie vor meinem Beruf nachging. Ich setzte mich noch stärker für meine Gemeinde ein. Ich bekam Ärger, natürlich auch mit meiner Kirche, aber man wagte es nicht, mich auszustoßen.«

Das akzeptierte ich zwar, nur war es mir nicht genug, und so sagte ich: »Sie müssen doch noch etwas anderes gespürt haben, denn in ihnen wühlte der magische Trank…«

»Ja, es stimmt. Ich war ein anderer geworden. Ich erlebte die Natur hautnah. Ich wunderte mich nicht mehr darüber, daß ich nachvollziehen konnte, wie Pflanzen litten, wie sie schrien, wie sie sich untereinander verständigten, wie sie ausbluteten, als Menschen hier den Tropenwald wegrodeten. Die Rufe nach Hilfe und nach Rache waren für mich eine einzige Qual, die ich immer wieder erleben mußte, mit der ich aber nicht zurechtkam. Weil alles so neu für mich war, habe ich mich in den ersten Wochen einfach nur verkrochen, aber ich kehrte aus meiner Höhle zurück. Meine innere Isolation war vorbei, und so merkte ich allmählich, daß meine Kraft zunahm. Es kamen Verbindungen zustande. Ich fühlte mich wieder als ein Teil des Waldes, und als ich drei Menschen begraben mußte, zwei Frauen und ein Mann, die bei der Rodung umgekommen waren, da holte ich sie wieder aus ihren Gräbern hervor, um sie in den Wald zu schaffen, wo sie auch gestorben waren. Es geschah in der Nacht, und ich erlebte, welch eine Macht mir Mandragoros Trank gegeben hatte, denn von ihm hatte mein Freund das Rezept bekommen.«

»Haben Sie die Menschen geopfert?«

»Nein und ja. Es waren Tote. Ich habe sie der Natur zurückgegeben, und in dieser Nacht hörte ich zum erstenmal etwas konkret von der Rache der Wälder. Jetzt hatten sie einen mächtigen Helfer, denn Mandragoros Magie hatte auch den Weg zu ihnen gefunden. Sein Geist und seine Botschaft durchströmte die Verletzten, aber auch die Toten, die auf ihren grünen Inseln lagen und darauf warteten, daß die Kraft der Bäume, des Bodens und auch die des Wachstums in sie hineinglitt. Sie warteten nicht vergebens, denn sie kehrten in die Welt der lebenden Menschen zurück. Verändert zwar, eine Mischung aus Tierwesen und Menschen, dabei erfüllt von Mandragoros Macht, aber sie waren nicht zu stoppen, und sie machten denjenigen Angst, die für ihren Tod gesorgt hatten. Und auch mich erwischte es. Ich

verwandelte mich ebenfalls. Ich spürte, wie mein Körper auseinanderglitt, wie er das menschliche Aussehen verlor und ich zu einem Stück Natur wurde.«

»So wie jetzt!«

»Genau – wie jetzt. Ihr seid die ersten, die nicht auf meiner Seite stehen und mich so sehen. Aber ich schaffe es auch immer wieder, mich zurück in einen Menschen zu verwandeln, doch nicht mehr in dieser Nacht. Sie ist wichtig geworden, denn die Natur und ich haben beschlossen, zurückzuschlagen.«

»Und wie sieht das aus?« fragte Bill.

»Wir werden das besetzen, was von Menschenhand errichtet wurde.«

»Das Haus.«

»Zuerst eines.«

»Ist es schon geschehen?«

»Wir sind dabei!« drang es aus dem Maul des Wesens, von dem wir uns nicht vorstellen konnten, daß es in zwei Existenzen existierte. Aber wir mußten es hinnehmen, und Oliveiro hatte nicht grundlos von seinem Plan gesprochen, denn er begann sich plötzlich zurückzuziehen. Die gesamte Masse geriet in Bewegung. Für uns sah es aus, als hätte jemand mit einem gewaltigen Brett auf den Schädel gedrückt, das aber nicht sichtbar war. Das Wesen auf dem Altar nahm eine andere Form an. Es wurde von diesem Druck zusammengepreßt, flachte ab, und als ich vor den Altar leuchtete, da sah ich, wie dieses weiche, grün und braun schimmernde Zeug in den Boden eindrang.

Mandragoros Helfer verschwand!

Auch Bill bemerkte es. Er stieß einen Fluch aus und erklärte mir, daß wir Oliveiro stoppen müßten.

»Nicht jetzt, Bill!«

»Doch!« Er war nicht zu halten. Die lange Inaktivität hatte ihn einfach zu stark genervt, er wollte es jetzt wissen und hatte dabei vergessen, wie mächtig der Veränderte doch war.

Ich leuchtete ihm den Weg. Er sah im Licht der Lampe aus wie ein tanzender Schatten, als er sich plötzlich zurückwarf, weil ihn irgend etwas gestoppt hatte.

Ich hörte ihn fluchen, sah ihn um sich schlagen. Im Halbdunkel der kleinen Kirche fiel er zur Seite und krachte gegen das äußere Ende einer Kirchenbank. Er rutschte hinein, blieb auf dem Rücken liegen, und als ich ihn erreichte, sah ich, daß sich um seine Beine die Pflanzen wie Stricke gewunden hatten.

Sie waren zäh, sie schimmerten ölig. Bill fluchte wütend und wollte mit seinen Händen die verdammten Lianen an seinen unteren Beinen durchreißen.

Das schaffte er nicht.

Ich wollte ihm helfen, als ich die beiden Schatten schräg über mir

entdeckte.

Wie Peitschen durchschnitten sie die Luft, um auf mich niederfallen zu können. Wahrscheinlich würden sie sich um meinen Hals wickeln und mir die Luft abwürgen.

Ich tauchte weg. Die Enden klatschten gegen das Holz einer Kirchenbank, rutschten nach unten und hätten Bill ebenfalls erwischt, wenn es mir nicht gelungen wäre, ihn aus der Bank zu ziehen.

Ich hielt ihn fest, als ich ihn aufgerichtet hatte, da er ja nicht laufen konnte. Zwar bewegte er seine Beine, aber die verdammten Pflanzenfesseln wollten nicht nachgeben.

Ich zerrte ihn weiter zurück.

Gleichzeitig spürte ich den Gegendruck. Die Pflanzen hingen irgendwo fest und spannten sich, als ich mit meinem Freund zusammen den Ausgang erreichen wollte.

»Kapp sie doch!« keuchte Bill.

Das tat ich auch, aber ich nahm kein Messer, sondern mein Kreuz zu Hilfe.

Kaum hielt ich es in der Hand, als es für einen Moment grün wurde. Als hätte es einen Gruß aus Aibon empfangen. In der Mitte zeichnete sich schwach ein Gesicht ab, das aber sehr schnell wieder verschwunden war. So schnell wie die Fesseln bei meinem Freund.

Die natürlichen Bänder rollten sich mit rasender Geschwindigkeit auf und waren wenig später aus unseren Blicken verschwunden.

»Was war das? Was hast du getan, John?«

»Komm jetzt mit!«

Bill stellte auch keine Fragen mehr. Er war jetzt froh, die Kirche verlassen zu können. Neben mir stolperte er her, und erst draußen blieben wir stehen.

Beide atmeten wir schwer, Bill keuchte mehr als ich und schüttelte dabei den Kopf. »John, du kannst mich totschlagen, aber ich weiß nicht, was das hier gewesen ist.«

»Mandragoro.«

»Verdammt, er ist – wir haben ihn doch nicht gesehen!« Flammend schaute er mich an.

»Nur indirekt«, erwiderte ich. »Oliveiro ist zu seinem Diener geworden. Wenn du ihn siehst, dann schaust du dir gleichzeitig Mandragoros Alptraum an. Begreif das doch!«

Bill senkte den Kopf. »Er ist also sein Geschöpf! Kann man das sagen, John?«

»Im Prinzip schon.«

Bill verdrehte die Augen. »Ich komme da nicht mit. Er hat das Zeug getrunken, aber Mandragoro haben wir bisher nur in unseren Breiten erlebt, nicht hier.«

»Er ist überall. Er ist ein Wächter. Er hat seine Fühler ausgestreckt.

Welche das genau sind, kannst du nicht sagen, und ich habe ebenfalls keine Ahnung. Wir beide wissen nicht, wozu Mandragoro in der Lage ist. Je mehr die Menschen die Umwelt traktieren, um so stärker wird er, habe ich den Eindruck.«

»Und um so rücksichtsloser.«

Ich mußte bitter lachen. »Da hast du recht. Aber irgendwie habe ich auch Verständnis.«

»Du akzeptierst die Toten, John?«

»Nein, so habe ich das nicht gemeint. Keine Toten, aber ich akzeptiere gewisse Denkzettel, die Menschen wachrütteln. Das meine ich.«

Bill strich sein Haar zurück. »Die Grenzen sind da leider fließend. Mandragoro hält sich nicht an Gesetze, die von uns gemacht worden sind. Er geht seinen eigenen Weg.«

»Und wir ebenfalls.«

»Sicher.«

»Aber welchen? Was hast du vor?« Der Reporter schaute sich um.

Auch ich hatte festgestellt, daß die Umgebung der Kirche unverändert geblieben war. Der Boden war nicht aufgebrochen, um noch weitere Pflanzen zu entlassen. Aber die Dunkelheit hatte mittlerweile die Kontrolle übernommen, und die Kirche wirkte wie ein bleiches, starres Gespenst.

Die Luft stand und drückte. Ein bitterer Geruch durchzog sie, den wir auch auf der Zunge schmeckten. Abermals kam mir der Vergleich mit einer Säure in den Sinn.

Die Welt um die beiden Häuser herum glich tatsächlich einer Hölle, und Wesen wie Mandragoro oder dessen Diener konnten sich dort sehr wohl ausbreiten.

Ich stieß die Luft durch die Nase und wies mit der linken Hand auf eines der beiden dunklen und starren Gebilde. Vom Erdboden her schoben sie sich in die Höhe. Ihre braunschwarzen Flächen waren an verschiedenen Stellen durch helle Vierecke unterbrochen, die auf der gesamten Fläche ein unregelmäßiges Muster abgaben.

»Wir werden uns das erste Haus vornehmen«, sagte ich.

»Da wohnt auch Marcas, der Hausmeister.« Bill schüttelte den Kopf. »Verdammt«, sagte er, »Pepe wird von mir enttäuscht sein. Er hat auf mich gewartet. Ich habe es ihm versprochen, aber ich konnte mein Versprechen leider nicht einlösen.«

»Bescheid weiß er nicht?«

»Nein, er hat nur dieses Wesen gesehen. Den Zombie, der durch Mandragoros Kraft existiert.« Bill schlug gegen seine Stirn. »So etwas darf man niemandem erzählen.«

»Brauchst du auch nicht.« Ich hatte das Kreuz wieder weggesteckt und mich schon auf den Weg gemacht. Das Hochhaus lag nicht weit

entfernt. In spätestens zehn Minuten würden wir es erreicht haben.

Natürlich dachte ich darüber nach, wie sich Mandragoros Alptraum erfüllen konnte. Was würde geschehen? Würde er Rücksicht auf Menschen nehmen, die wirklich unschuldig waren?

Ich hoffte es, doch meine Hand würde ich dafür nicht ins Feuer legen. Der Umwelt-Dämon, in diesem Fall vertreten durch Oliveiro, war eben nicht auszurechnen.

Oliveiro also!

Ein Priester, ein Geistlicher, der seinen Beruf wohl ernst genommen hatte. Der etwas hatte verändern wollen, aber gescheitert war, weil gewisse Menschen nicht aus ihren eigenen Verstrickungen und Sachzwängen herauskamen. Ich konnte mir durchaus vorstellen, daß Oliveiro hier eine Kirche von unten hatte praktizieren wollen.

Aber die vertrug sich leider nicht immer mit den Geboten und Praktiken der Amtskirche, vor allen Dingen nicht in den Ländern der dritten Welt, wo Kirche und Staat oft genug eine verklüngelte Einheit bildeten.

Oliveiro hatte resigniert und war andere Wege gegangen, um Menschen aufmerksam zu machen. Nur war das Kind leider jetzt in den Brunnen gefallen, und es würde verdammt schwierig werden oder sogar unmöglich, es wieder hervorzuholen.

Die Kirche blieb hinter uns zurück, und wir befanden uns auf dem direkten Weg zu den Häusern.

Den Wagen hatten wir stehenlassen. Die kurze Strecke konnten wir auch zu Fuß gehen. Zudem würden wir dann mitbekommen, was möglicherweise noch auf dem Weg zum Ziel passierte, denn beide glaubten wir fest daran, daß sich die Natur ausbreitete, und zwar dort, wo wir sie zunächst nicht beobachten konnten.

Auch fiel uns die Ruhe auf. Das heißt, Bill bemerkte es als erster.

Er war länger hier und kannte andere Nächte. Er ging etwas langsamer, weil er sich umschauen wollte. Dabei schüttelte er mehrmals den Kopf. »Es hat sich schon etwas verändert, John, das spüre ich genau.«

»Was?«

»Die Ruhe. In diesen Nächten ist sonst die Hölle los. Das habe ich selbst gesehen. Mag es uns hier draußen auch noch so schlimm vorkommen, in den engen Buden ist es wesentlich schlimmer. Da kommst du dir vor wie die Maus in der Falle. Das sind keine Wohnungen, sondern Zellen. Da mußt du mit mehreren Personen hausen.«

»Was stellst du dir vor?«

Der Reporter hob die Schultern. »Wenn ich das wüßte, wäre mir wohler. Aber wir können doch davon ausgehen, daß die Pflanzen überall hinkommen. Es gibt nichts, was sie aufhalten könnte. Sie sind

einfach zu stark, und sie bewegen sich dabei nicht im sichtbaren Bereich weiter, das darfst du auch nicht vergessen.«

Es stimmte. Mandragoro hielt sich versteckt. Er arbeitete im geheimen, und er zeigte sich nur selten. Ich hatte ihn einige Male gesehen, doch wie er tatsächlich aussah, wußte ich nicht, weil er sich im Aussehen seiner Umgebung anpaßte. Er konnte ein Baum sein, er konnte ein Stück Boden sein, ein Strauch, eine Pflanze. Er war klein oder riesengroß, lang oder breit, er war ein Herrscher.

Und er hatte schon einige Male grausam zurückgeschlagen, das wußten wir. Dann aber hatte es immer Menschen erwischt, die ihn mittel- oder unmittelbar angegriffen hatten. Wenn ich an die Bewohner der beiden Silos dachte, so wollte es mir nicht so recht in den Kopf. Sie konnten eigentlich am wenigsten dafür. Sie waren arme Schweine, geknechtete Kreaturen, meist ohne Arbeit, deshalb auch ohne Lobby. Um sie kümmerte man sich nicht. Die Stadt hatte ihnen die beiden Bauten hingesetzt, und die Sache war erledigt.

Irrtum – sie fing erst an!

Für uns zumindest, denn wir mußten Oliveiro stoppen, auch wenn es dem Umwelt-Dämon nicht gefiel. Es durften keine Unschuldigen sterben. Am besten wäre es gewesen, wenn die Bewohner ihre Häuser fluchtartig verlassen hätten, aber dazu würde es wohl nicht kommen.

Es gab keine Straße, keinen Weg. Der Boden unter unseren Füßen war hart und im Laufe der Zeit festgestampft worden. Wehe aber, wenn der Regen fiel. Dann verwandelte sich der Untergrund in einen wahren Schlammsee, der alles überschwemmte.

Das Haus rückte näher.

Ein Kasten, hoch und stinkend. Zumindest hatte ich den Eindruck, als wären die dunklen Mauern dabei, all das auszuatmen, was sich in ihrem Innern festgesetzt hatte.

Bill stieß mich an. »Nimm mal deine Lampe und leuchte hier den Weg nach, John.«

»Warum?«

Bill blieb stehen. »Tu es!«

Ich kam seinem Wunsch nach. Das dünne Licht wirkte wie eine kalte Lanze, die sich in die Finsternis bohrte. Vor unseren Füßen sah ich nichts. Nur hellen Staub, der auf dem Lehm lag. Etwas weiter entfernt lagen einige Konservendosen, und ich entdeckte auch die kalte Asche einer Feuerstelle.

Daneben aber war der Boden aufgebrochen, und etwas schaute aus dieser Lücke hervor wie ein gekrümmter Schlauch. Der war es sicherlich nicht, ich ging näher hin und ließ den Kegel über den »Schlauch« hinweggleiten, wobei ich sofort wieder das ölige Schimmern sah, das mir wirklich von der Kirche her bekannt vorkam.

Es war eine Pflanze!

Bill schaute mich an. Er sagte nichts, aber in seinen Augen las ich die Bestätigung.

»Okay«, murmelte ich. »Sie schaffen es. Sie breiten sich in der Erde aus und sind bereits hier.«

»Nicht nur das, John, ich rechne damit, daß sie ihr erstes Ziel schon erreicht haben.«

Es war das Haus, und ich überlegte, was dieser unheimliche Bewuchs dort wohl angestellt haben könnte. Wenn er sich tatsächlich in der Erde ausgebreitet hatte, brauchte er Kraft. Und die Kraft würde sicherlich ausreichen, um auch in das Haus einzudringen, in den Boden, die Wände, in die Wohnungen. Dann würde das Mauerwerk aufbröckeln, dann stimmte plötzlich die Statik nicht mehr, bis es schließlich zu einem Zusammenbruch kam, der alles mit sich riß und das Leben zahlreicher Menschen brutal zerstörte.

War das in Mandragoros Sinn? Hatte er sein Verhalten dermaßen geändert, daß es ihm nichts ausmachte, wenn zahlreiche Menschen zu Tode kamen? Ich konnte es nicht glauben. Auf der anderen Seite aber wurden auch die Menschen immer rücksichtsloser, wobei ihre Gier der Natur den Lebensraum nahm.

Am Eingang des Hochhauses brannte Licht. Die Lampe streute ihre Helligkeit nicht nur nach außen. Sie war so gedreht worden, daß sie auch in das Innere hineinleuchten konnte.

Wir gingen die letzten paar Schritte – und blieben zugleich stehen, denn wir hatten den Boden direkt vor dem Eingang gesehen und auch entdeckt, daß er wie durchgepflügt wirkte.

Bill lachte leise. »Das ist nicht normal, John. Hier müssen sie durchgekommen sein.«

»Ich sehe nichts.«

»Die sind schon drin.«

Das befürchtete ich auch. Bevor wir uns in Bewegung setzten, leuchtete ich noch die Hauswand ab. Dort entdeckte ich nicht nur die Unterbrechungen der Fenster, sondern die ersten Risse und auch Löcher, die aber nicht leer waren, denn aus ihnen schauten mit Blättern versehene Pflanzenstiele hervor.

Es war genau der Augenblick, in dem auch ich den Atem anhielt.

Bisher hatten wir nur theoretisiert, hier aber erlebten wir die Praxis, und die war hart genug.

Auch Bill war geschockt. Mit leiser Stimme sagte er: »Also doch, John. Wir haben recht behalten. Mandragoros Alptraum ist auch hier zur schlimmen Wahrheit geworden. Wo wir auch hingehen, er wird uns immer einholen.«

Ich konnte nur nicken, hatte aber eine Frage. »Ist es in diesen Häusern immer so ruhig?«

»Nein«, gab Bill zu, »überhaupt nicht. Diese Ruhe möchte ich als

einmalig bezeichnen. Nicht mal die Kinder schlafen die Nächte durch. Es ist einfach zu heiß, die Emotionen kochen über, und in der Nacht klingen die Stimmen lauter als am Tag.«

Mein Freund hatte recht. Aber völlig still war es nicht. Es gab Geräusche, die durchaus zu einem Haus wie diesem paßten. Normale Stimmen, auch welche, die aus den Radios oder TV-Geräten drangen, aber alles hielt sich im Rahmen, als hätte jemand einen Filter über sämtliche Geräuschkulissen gelegt.

»Dann gehen wir mal hinein«, sagte Bill mit belegt klingender Stimme. Er stand wie auch ich unter einer großen Spannung. Im Licht der Außenleuchte bewegten sich zahlreiche Insekten, die dabei übergroße Schatten warfen. Sie tanzten wie unheimliche Fetische an den Hauswänden entlang, und um die Lampe herum erklang das Summen wie eine nie abreißende Melodie.

Unwillkürlich duckten wir uns unter dem Insektenschwarm hinweg, dann hatten wir noch zwei Schritte bis zum Haus. Auf meine Lampe konnte ich jetzt verzichten, es war hell genug, trotz des nur gelblichen Scheins der Deckenleuchte.

In ihrem Licht schauten wir uns um.

Die Wände waren grau, beschmiert. Ebenso der Fußboden. Wir entdeckten einen Lift, der aber nicht funktionierte. Die Tür stand offen. In der Kabine hockten zwei Jugendliche, die schliefen. Sie hielten noch im Schlaf ihre Schnapsflaschen fest.

Links von uns stach der erste Flur in die Tiefe des Hauses hinein.

Er führte zum Treppenhaus.

Bill bewegte seinen Arm. Mit dem rechten Zeigefinger wies er auf eine Tür. »Dort wohnt Marcas, der Hausmeister.«

»Den du besuchen wolltest?«

»Genau.«

»Was hindert uns daran?« Es konnte durchaus wichtig sein, wenn wir mit ihm sprachen. Menschen wie Marcas wußten meist mehr.

Zudem hatte er die gesamte Zeit hier verbracht.

Es kam anders.

Bill hatte vorgehen wollen, als er mitten in der Bewegung seinen Schritt stoppte.

Er hatte dasselbe Geräusch gehört wie ich. Und wir kannten es vom Haus des Pfarrers her.

Dieses schrille, hohe, schon widerliche Sirren!

***

Die Toten waren da!

Oder die Wesen, die jetzt existierten, keine Seele mehr hatten, aber unter Mandragoros Kontrolle standen und zu seinem Alptraum hier gehörten.

Möglicherweise waren wir beide bleich geworden, wir wußten es nicht: Wohl war uns zumindest nicht. Unsere Köpfe drehten sich automatisch nach links, wo auch der Flur begann, denn dort mußten sich die Wesen aufhalten.

Bisher hatten wir sie nur hinter den Scheiben gesehen und deshalb nur die Köpfe erkannt. Nun erlebten wir, daß sie auch Körper hatten, aber andere als normale Menschen, was auch Bill verwunderte, denn er schüttelte den Kopf und murmelte: »Das ist mir bei der ersten Begegnung gar nicht aufgefallen.«

»Was?«

»Diese ungewöhnlichen Oberkörper.«

Wir ließen sie näher herankommen, denn nur so konnten wir sie genau erkennen.

Auf die Köpfe achteten wir zunächst nicht. Es ging uns einzig und allein um die Oberkörper, die sich wie glockenähnliche Gebilde nach unten hin ausbreiteten, als wären sie weite Röcke, die die übrigen Gestalten verdeckten.

Das Material schimmerte wie die Pflanzen und das Laub der Bäume. Grün und braun, leicht gefleckt, mit nur wenigen Lücken dazwischen. Ein sehr dichtes Kleid eben, und ein natürliches, dessen Anblick mich jedoch nicht gerade freundlich stimmte.

Es mochte auch an den Gesichtern liegen, die so schrecklich verzogen waren. Vergleichbar mit Schrumpfköpfen, bei denen die Haut bis zu den Mündern gestrafft und dort dann zugenäht worden war.

Katzen?

Menschen?

Beides zusammen?

In ihren Augen jedenfalls stand ein menschlicher Ausdruck. Sie waren mit alten Laternen vergleichbar, in denen sich nichts regte, auch nichts flackerte, sondern uns nur ein eisiger Blick begegnete.

»Und?«

Ich hob die Schultern. »Sie stehen da wie eine Wand, als wollten sie uns nicht durchlassen.«

»Willst du denn weiter?«

»Später.«

»Eben.«

»Was ist mit dem Hausmeister?«

»Ich will mit ihm reden.«

»Okay, bleiben wir dabei. Wenn diese drei Geschöpfe den Auftrag haben, uns zu holen oder zu killen, werden sie uns verfolgen.«

»Wartest du darauf?«

»Beinahe.«

»Dann los!«

Wir gingen wieder zurück, diesmal mit kleineren Schritten, doch

zunächst tat sich nichts.

Aber in einem bestimmten Moment hörten wir wieder die schrillen Laute aus den beinahe geschlossenen Mäulern dringen, und einen Moment später erlebten wir, wie schnell sie sein konnten…

***

Pepe Marcas hatte die drei Wesen vergessen, nachdem jetzt das Licht die Wohnung erhellte und er sehen konnte, was sich in seiner eigenen Wohnung tat.

Sie war zu einer Zelle des Grauens geworden, zu einem Zentrum von Tod und Mord, denn die eingedrungenen Pflanzen wollten sich nicht mit dem Ableben der Leichen zufrieden geben. Sie fingen an, sie regelrecht zu entsorgen, und der Begriff von fleischfressenden Pflanzen schoß Pepe durch den Kopf.

Direkt vor seinen Füßen lag Susa. Er blutete als Toter nicht mehr, weil sich jemand an seinem Hals zu schaffen gemacht hatte. Es war eine dieser langen, lianenartigen Pflanzen, die es geschafft hatte, die Haut aufzureißen. Jetzt bohrte sie sich in den Hals hinein und drückte sich immer tiefer. Auch an anderen Stellen waren die Pflanzen in den Toten eingedrungen. Sie hatten sich zunächst unter seine Kleidung geschoben und dann dank ihrer unwahrscheinlichen Kraft das entsprechende Loch oder die Wunde geschaffen.

Sie nahmen ihn mit.

Sie tranken das Blut.

Sie aßen das Fleisch.

Sie würden alles in sich aufnehmen und dank ihrer Säfte auch verdauen können.

Das schoß Pepe durch den Kopf, und er stellte sich zugleich eine Frage. Warum passiert das nur den Toten? Warum haben sie uns nicht umgebracht und sich neue Nahrung beschafft?

Er konnte es nicht sagen, er würde überhaupt keine Antwort mehr geben können, denn alles hatte sich in den letzten beiden Stunden radikal verändert.

Weder Vicenca noch Ludmilla sprachen. Sie standen ebenfalls unter Schock und schauten von ihren Plätzen aus zu, was da ablief.

Nicht nur mit Susa beschäftigten sich die Killerpflanzen, auch mit dem anderen Toten.

Sie hatte sich über Chicons Gesicht ausgebreitet, so daß von ihm so gut wie nichts mehr zu sehen war. Nur mehr der Hals war schwach zu erkennen. Und die Pflanzen, die wie eine faulige Biomaske auf dem Gesicht lagen, bewegten sich. Sie zuckten, sie hoben und senkten sich, und sie drückten sich immer wieder tiefer, als hätten sie es schon geschafft, die Haut aufzureißen, um in das Gesichtsinnere einzudringen.

Pepe Marcas merkte, wie er zitterte. Ihm lagen zahlreiche Fragen auf der Zunge, aber ein Wunsch beherrschte ihn völlig. Er wollte weg, raus aus dieser Wohnung, aus diesem Haus, das unter einem mörderischen Fluch litt.

Aber nicht allein. Die beiden Frauen mußten mit, denn den Pflanzen hier war nicht zu trauen. Er kam sich hilflos vor, als er seiner Frau beide Hände entgegenstreckte und sie bat, aufzustehen und zu ihm zu kommen.

Vicenca blieb sitzen. Sie glich einer Statue und schaute einfach ins Leere.

Auch Ludmilla rührte sich nicht. Sie hatte nur die Hände zusammengelegt. Wie jemand, der betet. Das war wohl das einzige, das sie in dieser Lage machen konnten.

Die Pflanzen arbeiteten weiter. Auch andere bewegten sich jetzt über den Boden auf die beiden verschiedenen Ziele zu. Es waren wieder die unheimlichen Geräusche zu hören. Das leise Quietschen und Schaben sowie das Rascheln der Blätter.

»Kommt!« flüsterte er. »Kommt doch endlich. Ich will nicht sehen, wie die Toten gefressen werden…«

Noch rührten sich Vicenca und Ludmilla nicht. Sie wirkten wie in ihrer eigenen Welt gefangen. Der Schweiß lief über das Gesicht des Mannes. Der dachte nicht daran, ihn wegzuwischen. Er nahm auch den eigenen Körpergeruch wahr und sah dies als eine Folge seiner eigenen Angst an.

»Bitte…«

Vicenca nickte. Sie hatte sich aus ihrer Welt befreit und stemmte sich an der Tischkante ab. Schwerfällig erhob sie sich von ihrem Stuhl. Im ersten Moment, als sie dann auf den eigenen Beinen stand, sah sie aus, als würde sie fallen, und sie mußte nachgreifen, um sich halten zu können. Ohne einen Blick auf die beiden Toten zu werfen, begann sie damit, den Tisch zu umrunden, aber ihre Frage hatte sie trotzdem nicht vergessen. »Du hast die Wesen draußen gesehen, Pepe. Was ist mit ihnen? Werden sie uns denn töten?«

Pepe gab keine Antwort. Er wußte es selbst nicht. Deshalb wollte er ihr auch keine Hoffnungen machen oder von irgendwelchen Enttäuschungen sprechen.

Vicenca bewegte sich langsam und blieb neben Ludmillas Stuhl stehen. Sie legte die Hand auf die Schulter der Frau, und die Russin zuckte dabei zusammen.

»Du mußt mit uns kommen.«

»Wohin?«

»Wir werden dieses Haus verlassen.«

»Ja, weg.« Ludmilla verkrampfte sich. Dann weinte sie plötzlich und sagte: »Ich will wieder nach Hause. Ich will nach Moskau, ich will zu

meiner Familie. Ich will da nicht mehr weg…« Ihre Stimme brach ab.

Vicenca zog Ludmilla hoch. Es ging sehr leicht, denn die Russin brachte nicht viel auf die Waage. Vorsichtig durchschritten die beiden Frauen den Raum und sahen auch zu, daß sie nicht auf die beiden Leichen traten, deren Körper von immer mehr Pflanzen bedeckt wurden. Es sah so aus, als lägen sie unter einer dicken Schicht aus Humus begraben.

Wieder einmal ging Pepe zur Tür. Er dachte auch schon darüber nach, ob sie nicht durch ein Fenster klettern sollten, wenn der Weg durch den Flur versperrt war. Das stellte er zunächst zurück und legte bereits eine Hand auf die Klinke. In dieser Haltung erwartete er die beiden Frauen.

Vicenca sprach ihn noch einmal an. »Wir haben nichts getan, Pepe. Wir haben uns im Leben nichts zuschulden kommen lassen. Warum sollte man uns töten?«.

»Ich weiß es doch nicht«, erwiderte er gequält.

»Soll ich die Tür öffnen?«

»Nein, das mache ich selbst.« Seine freie Hand ballte er zur Faust, mit der anderen drückte er die Klinke nach unten, er öffnete die Tür sehr vorsichtig, und die drei Flüchtlinge hörten die schrecklichen Geräusche aus dem Flur zu ihnen klingen. Schreie wie diese hatten sie noch nie erlebt. Sie waren hoch und schrill. Sie schienen sich aus einer anderen Welt mit einer überhöhten Frequenz in ihre Köpfe hineinbrennen zu wollen.

Für einen Moment schaute Pepe hinaus und zuckte zurück, weil er genug gesehen hatte.

»Nein!« keuchte er nur. »Nein…«

Dann sank er auf die Knie!

***

War es noch dieses hohe, schrille Singen, das uns malträtierte? Oder waren es bereits grelle Schreie irgendwelcher Wesen, die in fernen und anderen Reichen lebten?

Ich hatte keine Ahnung. Zudem spielte es auch keine Rolle, was sie genau waren. Ich sah sie als akustische Signale für einen Angriff an, und der erfolgte auch.

Sie waren schnell, und sie wehten auf uns zu, als wollten sie uns erdrücken. Es gab weder Hände noch Beine, die uns angriffen. Sie verließen sich einzig und allein auf die Kräfte ihrer ungewöhnlichen Körper, die von der Macht eines Mandragoro durchdrungen sein mußten.

Wir hatten natürlich vor, in die Körper oder Köpfe zu schießen, das geweihte Silber konnte sie möglicherweise stoppen, aber zunächst mußten wir ihrer ersten Attacke entwischen, da wir noch nicht dazu

gekommen waren, die Waffen zu ziehen.

Mich griff eine »Frau« an. Es war die jüngere Person, die mit den schwarzen Haaren, auf denen der Staub wie grauer Puder lag. Der Kopf kam sehr schnell näher, dann war er dicht bei mir, und ich griff blitzartig zu. Bevor mich der Körper noch berühren oder umfangen konnte, hatte ich meine Hände gegen die beiden Seiten des Kopfes gepreßt und drückte einer Eingebung folgend zu.

Der Schädel war weich. Zwischen den beiden Handflächen preßte er sich zusammen. Zugleich wurden die Schreie schriller, und dann platzte plötzlich der Mund auf. Eine dicke, grüne Flüssigkeit schoß heraus wie ein Strahl Sirup. Ich hatte Glück, nicht im Gesicht erwischt zu werden. Das Zeug glitt an meiner rechten Kopfseite vorbei.

Zwischen meinen Händen hielt ich einen Rest, der sich anfühlte wie ein luftloser Fußball.

Ich schleuderte ihn zu Boden. Er klatschte gegen den grünen Körper, der eine Lache gebildet hatte, und einen Moment später sah ich Bill mit einem gewaltigen Satz von einer Flurwand zur anderen springen. Er hatte die Beretta gezogen, war unglücklich gegen das Mauerwerk geprallt, das über seinem Kopf von innen her aufriß. Ein Pflanzenschaft drang aus der Öffnung hervor und senkte sich.

»Achtung, Bill!«

Der Reporter huschte zur Seite. Dabei rollte er sich an der Wand entlang.

Der Schädel konnte ihm nichts tun. Es war der Männerkopf, der sich erst neu orientieren mußte, sich herumschwang und seinen Oberkörper gleich mitbewegte.

Bill feuerte.

Die Kugel zerstörte das Gesicht radikal.

Dann platzte der Kopf auseinander, und wieder quoll dieser dicke, grüne Schleim hervor, der als zähe Lache auf dem Boden landete.

Auch der zweite Kopf war zerstört. Damit auch so etwas wie die Zentrale, denn ohne Schädel konnte der Körper nicht existieren.

Einer blieb noch.

Die Frau mit den Strohhaaren, die sich auf keinen Fall eine Kugel einfangen wollte.

Sie hatte ihrer Körper gestreckt, der Kopf berührte die Decke. Die kalten Augen glotzten schräg in die Tiefe, und diesmal zielte ich auf den Schädel.

Ein Schuß reichte aus!

Die Kugel zerhämmerte diesen Kopf, und der grüne Schwall fiel wie eine lange Zunge auf uns nieder.

Wir konnten ihm rasch entgehen, das war kein Problem, und als wir dann hinschauten, da lagen drei Lachen auf dem Boden. Grünlichbraune Seen, als bestünden sie aus Pflanzen, die sich schon

seit Monaten im Zustand der Verwesung befanden.

Wir nahmen auch den fremdartigen Geruch wahr. Es stank wirklich nach verfaulten Pflanzenresten oder altem Brackwasser.

Dennoch war die Gefahr nicht vorbei. Ich erinnerte mich daran, daß über Bills Kopf ein lianenartiges Gewächs aus der Wand erschienen war. Ich schaute hin, sah den grünen Faden aber nicht. Er hatte sich wohl zurückgezogen. Das Loch in der Wand war jedoch geblieben. Wir hatten uns also nicht getäuscht.

Hier war geschossen worden. Man mußte die Schüsse auch in den anderen Wohnungen gehört haben, aber keiner der Bewohner verließ seine Bude und zeigte sich.

Auch Bill verfolgte diesen Gedanken. Seine Lippen zuckten, er wurde plötzlich blaß, als er fragte: »Verdammt, John, wir hören nichts. Sollten sie denn alle…«

»Mal den Teufel nicht an die Wand!«

»Ich meine nur, daß…«

»Bill? Sie sind Bill?«

Eine Frauenstimme hatte ihn angesprochen. Er drehte sich um, und wir beide sahen, wie sich die Tür der Hausmeisterwohnung öffnete. Eine Frau schaute uns an.

»Ja, ich bin Bill.«

»Wir haben auf Sie gewartet. Sie müssen kommen. Hier ist etwas Schreckliches geschehen.«

Es war gekommen, wie wir es uns schon gedacht hatten. Mandragoros Alptraum ging weiter…

***

Bill hatte den völlig verzweifelten Pepe Marcas in die Höhe gezogen und ihn auf seinen ursprünglichen Platz gesetzt. Dort blieb er hocken, schaute den Reporter an und konnte kaum fassen, daß er ihn jetzt zu Gesicht bekam.

»Du bist hier?«

»Ich hatte es dir versprochen.«

»Aber du kommst spät.«

»Das weiß ich, und es tut mir auch leid, aber es war nicht früher möglich. Wirklich nicht!«

Pepe nickte, bevor er fragte: »Weißt du, daß hier die Hölle los war?« hauchte er. »Wir haben sie erlebt. Ich kann dir nicht sagen, was sich hier abgespielt hat. Das ist nicht zu begreifen. Hast du dich schon umgeschaut?«

»Nicht so genau.«

»Dann tu es. Wir sind hier nicht allein. Unter den Pflanzen liegen zwei Leichen.«

Genau das hatte man mir auch als erstes mitgeteilt, aber ich war

noch nicht dazu gekommen, sie mir genauer anzuschauen, weil die beiden Frauen auf mich einredeten. Die Sätze der Blonden waren mit russischen Worten gespickt.

Ich sah nur, daß sich die beiden Erhebungen auf dem Boden bewegten. Die Leichen selbst waren nicht zu sehen, aber die Pflanzen zuckten und zitterten. Sie ernährten sich von den Leichen, aber wie das genau geschah, wußte ich nicht.

Auch Bill hatte festgestellt, daß er sich an Vicenca wenden mußte, denn sie hatte die besseren Nerven. Er klärte Pepe noch über mich auf, dann wandte er sich an dessen Frau. »Sind Sie in der Lage, uns zu sagen, was hier alles abgelaufen ist?«

»Jetzt schon.« Vicenca suchte nach Worten. Sie bat noch um einen Drink, den Bill ihr gab. Sie bekam auch eine Zigarette, dann aber sprudelte es aus ihr hervor, und Bill, der besser Spanisch sprach als ich, mußte sich schon konzentrieren, um alles zu begreifen. Für uns stand nun fest, daß sich das Haus in Mandragoros Alptraum etabliert hatte.

Auch über Ludmillas Schicksal waren wir informiert worden. Mit den beiden Toten konnte ich einfach kein Mitleid empfinden. Bill und ich saßen zusammen mit drei ratlosen Menschen, die von uns wissen wollten, wie es weitergehen sollte. Jedenfalls fürchteten sie sich in ihrem Haus, und sie kamen auch nicht damit zurecht, daß sie praktisch in diesem verdammten Alptraum eine der Hauptrollen spielten.

»Was haben wir getan?« fragte Vicenca und rang verzweifelt die Hände. »Was haben wir getan, daß uns so etwas widerfährt?« Sie schaute die anderen der Reihe nach an. »Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht sagen. Ich fühle mich nicht schuldig.«

»Es ist die Natur, die zurückschlägt«, erklärte Bill. »Mehr können wir auch nicht sagen.«

Vicenca kriegte große Augen. »Die Natur, Senor? Nein, das ist doch nicht die Natur. Das ist etwas anderes. Das ist das Grauenhafte in der Natur. Ich will mich ja nicht beschweren, denn wir können froh sein, daß wir noch leben. Andere sind gestorben, auch das ist uns klar geworden. Andere werden noch sterben, denn das Haus gehört nicht mehr uns. Schauen Sie es sich an, Sie werden überall die Löcher sehen, aus denen die Natur hervorkriecht. Nichts kann sie aufhalten, und ich frage mich wirklich, welch böser Geist sie führt.«

»Sie haben recht, Vicenca, es steckt jemand dahinter. Eine mächtige und mörderische Kraft.«

»Kennen Sie die?«

Bill nickte ihr zu. »Sie hat sogar einen Namen. Diese Kraft nennt sich Mahdragoro…«

Vicenca Marcas überlegte. Sie wollte die Antwort nicht allein finden

und warf ihrem Mann einen Blick zu. Der hob aber nur die Schultern. Mit dem Namen wußte er ebenso wenig anzufangen wie seine Ehefrau.

»Wer ist das?«

»Ein Umwelt-Dämon.«

Auch diese Antwort meines Freundes traf bei den Marcas' und der Russin auf Unverständnis. Es war auch jetzt nicht die Zeit, ihnen alles zu erklären, wir mußten uns um den eigentlichen Dämon kümmern.

Ich wollte wissen, ob es in diesem Haus noch Opfer gegeben hatte.

Keiner wußte etwas.

»Dann waren Sie immer hier?«

»Ja«, sagte die Frau, »wir waren in der letzten Zeit hier. Wir wollten weg, fliehen, aber da kamen die beiden Verbrecher, um Ludmilla zurückzuholen. Sie haben es nicht geschafft, denn wir kriegten plötzlich Helfer, aber an eine Flucht ist auch jetzt nicht zu denken. Oder wollen Sie, daß wir gehen?«

»Das bleibt Ihnen überlassen.«

»Und was tun Sie?«

Ich lächelte. »Wir sind gezwungen, diesem Spuk ein Ende zu bereiten«, erklärte ich.

Vicenca schaute hoch. »Schaffen Sie das denn?«

»Wir wollen es hoffen. Zudem gibt es jemanden, der praktisch diesen Umwelt-Dämon hier vertritt.«

»Ach.«

Sicher wollten sie wissen, wer es war, aber ich hielt mich mit Informationen noch zurück und stand von meinem Platz auf, um mir endlich die beiden Toten anzuschauen, die unter den Pflanzen vergraben lagen. Sie waren kaum noch zu sehen. Ihre Körper waren mit den Pflanzen eins geworden, und als ich genauer hinblickte, da nahm ich auch die kleinen Bläschen wahr, die sich dort gebildet hatte, wo die Menschen mit den Pflanzen zusammengetroffen waren und eine Masse bildeten.

Unterschiede waren nicht mehr zu erkennen. Es gab keine Trennlinien mehr. Alles floß und ging ineinander über. Auch die kleinen Blasen hatten sich nicht grundlos gebildet, denn sie entstanden, weil sich der Saft der Pflanzen auf die Körper gelegt hatte und dabei war, diese aufzulösen.

Ein säuerlicher und zugleich süßlicher Geruch wehte mir in die Nase, und ich schüttelte mich. Eklig, schlimm…

Ich richtete mich wieder auf. Man wollte Antworten von mir haben, und ich gab sie auch.

»Die Pflanzen sind dabei, die beiden Körper aufzulösen. Wir müssen es hinnehmen, es gibt ansonsten keine Erklärung, und ich kann Sie nur bitten, die Augen offenzuhalten und mit dem Grün nicht in

Berührung zu kommen.«

»Sie hätten uns schon längst töten können!« behauptete Vicenca.

»Klar, aber sie waren noch mit anderen Dingen beschäftigt. Wir müssen damit rechnen, von ihnen als Todfeinde angesehen zu werden, denn wir haben drei ihrer Helfer erledigt. Es gibt die Wesen nicht mehr, die Ihnen Angst eingejagt haben.«

»Wie konnten sie leben?« flüsterte Pepe.

»Allein durch die Kraft Mandragoros. Sie ist gewaltig. Man kann sie nicht einschätzen, man kann sie nicht erklären, man muß sie einfach nur hinnehmen.«

»Und den Dämon wollen Sie fangen?«

»Nein oder ja. Ich kenne ihn. Er ist nicht unbedingt schlecht, er denkt nur an sein Ziel, aber es geht uns im Augenblick nicht so sehr um Mandragoro.« Ich setzte mich auf die Tischkante. »Zunächst interessiert uns ein Mann namens Oliveiro.«

Da war das Ehepaar überrascht. »Meinen Sie den Pfarrer?« fragte Vicenca.

»Genau den!«

»Er ist nicht hier.«

»Wir waren bei ihm«, sagte Bill.

»Ja, du sagtest was von dem Friedhof.«

»Er ist ebenfalls aufgewühlt worden. Da ist nichts mehr so, wie es einmal war. Die Pflanzen haben den Boden durchwandert, ihn aufgewühlt und tatsächlich die alten Knochen und auch die Toten an die Oberfläche gespült. Das alles gehört dazu. Sie sind auf dem Weg, sie nehmen auf nichts Rücksicht, und das Haus gehört ihnen auch. Aber Oliveiro kennen Sie nur als Pfarrer?«

»Ja, natürlich.«

»Hat er nie über die Umwelt gesprochen oder gepredigt? Hat er sich nicht hart dafür eingesetzt?«

Pepe hob die Schultern. »Er redet unsere Sprache. Er verfluchte die Reichen und die Geschäftemacher, die auf Kosten der Armen immer reicher werden. Er wollte eine andere Welt. Er war ein Idealist, und er war so schrecklich hilflos. Wie oft ist er zu den Müllkippen gegangen und hat dort versucht, mit irgendwelchen Menschen zu reden. Er wollte sie aus dem Dreck wegholen, aber es war vergebens. Die andere Seite hat ihm ihre Stärke gezeigt. Doch er gab nicht auf. Er kämpfte weiter. Immer wieder legte er sich mit den Stadtoberen an, immer wieder mußte er Niederlagen einstecken, was seinen Zorn nur noch größer werden ließ.«

»War er verbittert?« fragte Bill.

»Sehr.«

»Hat er gesagt, was er gegen diese Verbitterung tun wollte?«

»Nein, ich verstehe nicht«, murmelte Pepe und warf seiner Frau einen

hilfesuchenden Blick zu.

»Er muß doch ein Ventil gehabt haben.«

Bill und ich sahen, wie Vicenca nickte. »Ja, das Ventil hat es gegeben«, erklärte sie. »Zwar kam es nicht zu direkten Wutausbrüchen, zumindest haben wir das nicht erlebt, aber er hat einmal gesagt, es ist noch nicht lange her, daß das Maß voll sei. Er würde jetzt andere Mittel und Wege suchen, um die Dinge zu ändern. Lange genug hätte er nachgedacht und sein Gewissen geprüft.«

»Haben Sie etwas von dieser Veränderung erlebt?« fragte ich.

»Nein – oder?«

Pepe schüttelte den Kopf, aber Bill legte seine Stirn in Falten und erklärte, daß der Geistliche bereits gehandelt hatte.

»Wie das?« fragte Vicenca.

»Denken Sie nach.«

Sie brauchte nicht lange. Sie bewegte ihren Kopf und schaute sich um. Die Pflanzen auf dem Boden redeten eine deutliche Sprache.

Auch die, die aus den Wänden schauten, schienen ihr zuzustimmen.

»Nein«, sagte sie hastig, »das kann nicht stimmen…«

»Es stimmt«, erwiderte Bill mit ruhiger Stimme. »Der Pfarrer Oliveiro steckt dahinter.«

»Er? Wirklich?«

»Wir haben es erlebt. Wir sahen ihn in seiner anderen Gestalt. Er hat sich verwandelt. Sie würden ihn nicht wiedererkennen.«

»Wieso? Was ist denn mit ihm?«

»Er ist zu einem Stück Natur geworden. Sein Körper hat sich mit der Natur zusammengetan. Beide sind eine Verbindung eingegangen. Er ist kein Mensch mehr, er ist aber auch keine Pflanze. Er ist ein Mittelding, und er ist in der Lage, sich zu bewegen. Wir müssen damit rechnen, daß er das Haus erreicht hat.«

Vicenca und ihr Mann waren sprachlos. Beide wußten nicht, was sie da noch sagen sollten. Sie blickten zur Tür, als könnte diese sich jeden Moment öffnen, aber sie blieb geschlossen. Nur in ihrem engeren Umkreis waren wieder Pflanzen aus den Wänden gekrochen, und sie hingen wie alte Schläuche nach unten.

»Er ist stark, nicht?« fragte Pepe.

»Davon gehen wir aus«, sagte ich.

»Und trotzdem wollt ihr gegen ihn kämpfen?«

»Wir müssen es. Er wird uns auch als Feinde ansehen, denn wir haben seine drei Helfer vernichtet. Auch sie gehörten zu Mandragoro. Als sie zerstört wurden, floß kein Blut aus ihren Körpern, sondern ein dicker, grüner Saft.«

Pepe schaute auf die beiden Toten. »Ich weiß nicht, ob sie auch als andere zurückkehren sollen, aber ich will nicht mehr hier bei ihnen bleiben.«

»Zunächst schon.«
»Warum denn?«
»Ich kann mir vorstellen, daß es Oliveiro nicht zulassen wird. Er möchte die Menschen zusammen haben. Er wird ihnen zeigen wollen, wozu er in der Lage ist. Er macht ihnen auf seine Art und Weise klar, daß sie eine Chance haben.«
»Welche denn?« flüsterte Pepe.
Bill hob die Schultern. »Im einzelnen kann man das nicht sagen, aber es wird sich bestimmt etwas ergeben. Wir müssen davon ausgehen, daß er sich dieses Haus bereits geholt hat. Er und seine Helfer, die Pflanzen. Sie haben es infiltriert. Sicherlich wissen auch die anderen Bewohner Bescheid. Mich wundert es nur, daß es nicht zu einer Panik gekommen ist. Oder können Sie das erklären?«
Vicenca war angesprochen worden und hob die Schultern. »Nein, eine Erklärung kann ich auch nicht geben. Ich weiß nichts oder nicht viel. Aber wer hier wohnt, den kann kaum etwas überraschen und…«
Da verlosch das Licht!
Ein letztes Flackern an der Decke, dann war es plötzlich dunkel, und die junge Russin schrie leise auf.
Nur keine Panik jetzt! dachte ich. Kein Ausrasten. Wahrscheinlich hatten die Pflanzen eine der Leitungen erwischt. Ich schaltete meine Lampe ein und leuchtete das Zimmer ab.
Ludmilla und das Ehepaar Marcas bewegten sich nicht. Die drei hockten wie angenagelt auf ihren Plätzen. Im Licht meiner Leuchte sahen sie bleich und gespenstisch aus.
»Was sollen wir denn jetzt tun?«
»Im Zimmer bleiben, Pepe.«
»Aber hier…«
»Bitte bleiben Sie!« erklärte auch ich. »Wir haben keinen generellen Stromausfall.« Was ich damit meinte, war auch zu sehen, denn unter dem Türspalt hindurch schimmerte ein heller Streifen. Im Flur brannte also noch Licht.
»Nur nicht in die Dunkelheit der Nacht hineingehen!« warnte auch Bill. »Bisher hat man euch in Ruhe gelassen, das könnte sich aber ändern. Leider wissen wir nicht, was Mandragoros Vertreter hier noch vorhat. Wir können davon ausgehen, daß derjenige, der nicht für ihn ist, gegen ihn ist.«
»Bis zum Tod?«
Ich hob die Schultern und gab meinem Freund Bill einen Wink. Er verstand.
Gemeinsam näherten wir uns der Tür.
Bill hatte seine Waffe gezogen. Die drei anderen Menschen saßen wie Statisten im Hintergrund.
Ich öffnete die Tür.

Fauliger Pflanzengeruch wehte uns entgegen. Schon beim ersten Hinschauen fiel uns auf, wie sehr sich der Flur in seinem Innern verändert hatte. Es kam uns vor wie bei einer Dekoration, aber hier hingen keine Pappgirlanden von der Decke und schwebten auch nicht an den Wänden entlang, es war eben die Natur, die zurückgeschlagen hatte und sich nun nicht mehr versteckt hielt.

Auch Bill verließ die Wohnung.

Er schloß die Tür.

Wir nickten uns zu.

»Dann los!« sagte mein Freund…

***

Keiner von uns wußte so recht, wohin uns der Weg führen würde.

Nur das Ziel stand fest. Wir würden versuchen, Oliveiro zu finden, den veränderten Priester, der als Mensch gescheitert war und es nun auf eine andere Art und Weise versuchte.

Zuerst schauten wir in den Lift.

Dort lag noch immer der Mann mit der Flasche. Er hatte von allem nichts mitbekommen. Sein leises Schnarchen wehte uns entgegen. In seiner Umgebung hatten sich die Pflanzen verteilt und lagen dort wie ein unebener, öliger Teppich.

Sie würden ihm nichts tun, auch wenn sich einige bereits um seine Füße geringelt hatten.

»Zur Treppe«, sagte ich.

Um sie zu erreichen, mußten wir durch den Gang gehen. Eigentlich keine große Sache, aber hier war nichts normal. Deshalb kam es uns beiden vor wie das berühmte Spießrutenlaufen, und wir schauten uns immer wieder um, vor allen Dingen zurück, denn es war durchaus möglich, daß sich hinter uns etwas tat.

Das war nicht der Fall. Nur herrschte hier unten eine nahezu gespenstische Stille.

Wir gingen an den Türen der Wohnungen vorbei. Mochten sie auch noch so verkratzt oder auch demoliert sein, keine von ihnen stand offen. Jede Tür war geschlossen, und sie kam uns auch nicht vor, als sollte sie im nächsten Moment aufgestoßen werden.

Aber es gab die Pflanzen.

Mir fiel kein anderer Vergleich ein, deshalb blieb ich bei dem der Girlanden, und auch hier waren sie genau zu sehen. An zahlreichen Stellen hatten die Pflanzen die Decke durchstoßen, ohne jedoch wie schlaffe Arme nach unten zu hängen.

Sie waren dann parallel zur Decke gewachsen und breiteten sich noch weiter aus.

Immer wieder sahen wir die Knospen aufplatzen. Aus ihnen quollen entweder kleine Blätter oder Blüten. Lautlos lief es nicht ab, denn

immer wieder hörten wir die leisen Geräusche, wenn es »jemand« geschafft hatte, das Mauerwerk zu durchbrechen. Dann nahmen wir das beinahe sanfte Knirschen wahr, und da fächerte der Mörtelstaub als feines Pulver zu Boden.

Eine sehr fremde Umgebung war es für uns, in der wir uns fortbewegten. Von Oliveiro hatten wir nichts gesehen, aber im Moment drehten sich unsere Gedanken nicht darum. Wir suchten immer wieder die Wände ab, auf denen die Schmierereien in verschiedenen Farben zu sehen waren. Von einem hellen Gelb bis hin zu einem tiefen Schwarz, und die wenigsten der dort zu lesenden Sprüche waren jugendfrei.

Es juckte uns in den Fingern, die eine oder andere Tür zu öffnen.

Bisher hatten wir davon Abstand genommen. Erst als wir die letzte Tür des Ganges sahen, hielt mich Bill am Arm fest. Mit dem Waffenlauf deutete er auf die Tür. »Sollen wir nicht doch mal nachschauen?«

»Ich möchte niemanden erschrecken.«

»Du brauchst ja dein Gesicht nicht zu zeigen.«

»Sehr witzig. Aber meinetwegen.«

Bill hatte den Vorschlag gemacht, und so ging er auch auf die Tür zu, um sie zu öffnen.

Sie war nicht abgeschlossen, jammerte aber erbärmlich, als wir sie aufzogen. Spätestens jetzt hätte man auf uns aufmerksam werden müssen, das war nicht der Fall.

Niemand sprach uns an. Es brannte auch kein Licht in der Wohnung. Ein uns bekannter Geruch strömte durch unsere Nasen. Ich hatte die Lampe eingeschaltet und leuchtete in die Dunkelheit hinein.

Vier Kinder, eine Frau und ein Mann hockten auf einem breiten Bett. Sie sahen aus wie Statuen. Sie nahmen uns und das Licht nicht wahr; ihre Blicke waren auf das gerichtet, was vor ihnen in die Höhe wuchs. Mit einer kaum erfaßbaren Kraft war es den Pflanzen gelungen, den Boden aufzubrechen. Sie hatten ihn zerstört, verwüstet, und sie waren wie ein Faustschlag nach oben gejagt.

Nicht nur Pflanzen mit Stielen oder Blüten. Diese hier hatten sich zu einem dichten Busch zusammengefunden, an dem lange, fettige und palmenartige Blätter wuchsen.

Sie strömten einen ungewöhnlichen Geruch aus. Süßlich, schwer – und betäubend.

Bill ging einen Schritt zurück. Er taumelte leicht. Ich griff zu und zerrte ihn aus dem Zimmer. Hastig schloß ich die Tür. Auch ich hatte von diesem Geruch einiges eingeatmet, doch nicht so viel wie mein Freund, der sich erst fangen mußte.

Wir wußten jetzt, wie es Oliveiro und letztendlich Mandragoro geschafft hatten, die Menschen hier im Haus unter seine Kontrolle zu

bekommen. Er hatte sie glücklicherweise nicht zu töten brauchen.

Diese Pflanzen sonderten einen Geruch ab, der Menschen betäubte.

Ich ging davon aus, daß sie irgendwann einmal erwachten, aber vorerst blieben sie ruhig.

Bill wischte über seine Stirn und schüttelte den Kopf. »Himmel«, sagte er, »damit hätte ich nicht gerechnet.«

»Bist du okay?«

»Ich werde es wieder!« Er schüttelte den Kopf. »Was war das nur für ein Geruch?«

»Gift im weitesten Sinne des Wortes. Es war Gift, mehr kann ich dir auch nicht sagen.«

»Magisches oder exotisches?«

»Wahrscheinlich trifft beides zu.«

Bill nickte. Er schaute sich um, atmete tief durch und war froh, daß dieses Zeug unseren Weg hier unten nicht begleitete. Auch im eigentlichen Treppenhaus konnten wir uns normal bewegen und machten uns daran, die Stufen hochzusteigen.

Es würde mörderisch werden. Um Oliveiro zu finden, mußten wir jede Etage durchsuchen. Und wir machten uns an den Aufstieg.

Ich hatte einen Schalter gesucht und ihn auch gefunden. Es war ein ziemlich breiter Kippschalter, den ich betätigt hatte, aber nicht überall im Treppenhaus leuchteten die Lampen auf. Erst zwei Etagen höher schimmerte eine hellere Insel, an der wir uns orientierten.

Es wäre unnormal gewesen, hätten sich die Pflanzen nicht auch im Treppenhaus ausgebreitet. Wir sahen sie an den Wänden, aus denen sie unterschiedlich lang und auch farblich abwechselnd hervorhingen. Einige sahen aus wie leere, vergammelte Schläuche, andere wiederum präsentierten sich in einem kräftigen oder hellen Grün, und die kleinen Blätter zweigten sehr oft ab wie Sterne.

Ein Geländer war ebenfalls vorhanden. Es bestand aus Eisen, was auch sein mußte. Sehr stabil, damit es nicht eingerissen werden konnte. Auch hier hatten die Pflanzen ihren Weg gefunden und ihre Chancen gesucht. Sie waren an den verrosteten Pfosten in die Höhe geklettert und hielten sie umschlungen wie dünne Finger.

In der ersten und zweiten Etage leuchteten wir jeweils in die Flure hinein, und allmählich gewöhnten wir uns an das fremde Aussehen.

Menschen entdeckten wir nicht. Alle Bewohner hielten sich in ihren Zimmern auf. Keine Musik mehr, keine Stimmen. Dieser Bau war zu einem regelrechten Totenhaus geworden, was die Stille anging.

Bis auf das leise Weinen, das wir hörten.

Sofort blieben wir stehen. Wir mußten noch drei Stufen nehmen, um die dritte Etage zu erreichen, und uns war sofort klar, daß wir von dort aus das Weinen gehört hatten.

Bill deutete nach rechts, wo der Flur lag.

Ich nickte nur und ließ meinen Freund vorgehen, der die Waffe noch immer festhielt.

Das Weinen blieb.

Ich leuchtete an Bill vorbei. Der Strahl mußte erst einige Male hin- und herhuschen, bevor ich das Ziel sah.

Ein Mädchen, nicht älter als acht Jahre, hockte auf dem Boden. Die Knie angezogen, die Hände darum geschlungen und den Rücken gegen die Wand gepreßt, die sich über dem Kopf der Kleinen bewegte, denn dort entstand ein Loch, durch das sich ein Pflanzenarm schob.

Das Mädchen zwinkerte, als es plötzlich in das Licht schaute. Bill näherte sich der Kleinen. Die Waffe hatte er weggesteckt. Aus großen, dunklen Kulleraugen schaute ihn die Kleine an. Ihr weißes Kleid sah aus wie ein Totenhemdchen.

Bill beugte sich nach vorn. Er lächelte und streichelte die Wangen der Kleinen.

Das Weinen verstummte.

Der Reporter sprach sie flüsternd an und erhielt auch eine Antwort.

Er fragte weiter.

Das Mädchen deutete auf eine Tür.

»Dort willst du hin?«

»Ja.«

»Dann geh doch!«

»Ich habe Angst.«

»Warum?«

»Hier sind überall Pflanzen.«

Da hatte die Kleine recht. Es waren überall Pflanzen vorhanden.

Sie waren aus dem Boden gestoßen und bedeckten den Gang wie einen dicken, glitschigen Teppich.

»Wo wohnst du denn?«

Das Mädchen deutete auf die Tür gegenüber.

Bill tat noch nichts. Er sprach nur mich an. »Meinst du, daß es richtig ist?«

»Das überlasse ich dir. Sie wird ebenfalls bewußtlos werden.«

»Das befürchte ich auch. Was ist, wenn wir sie hier im Gang sitzen lassen?«

Bill bekam von mir eine ehrliche Antwort. »Vom Gefühl her glaube ich nicht, daß man ihr etwas tut, aber eine hundertprozentige Sicherheit kann ich dir auch nicht geben.«

Bill war ratlos. Die Worte der Kleinen nahmen uns zunächst die Entscheidung ab. »Sucht ihr das große Gesicht?«

»Was hast du gesagt? Das große Gesicht?« Bill hatte sich wieder nach vorn gebeugt. Zugleich aber schaute er mich an.

»Ja, ja…«

»Kennst du es?«

»Ich habe es gesehen.«
»Hier im Haus?«
Das Kind nickte eifrig. »Es kam die Treppe hoch.« Sie zeigte zum Treppenhaus hin.
»Und wie hat es ausgesehen? Kannst du dich daran erinnern? Bist du in der Lage, uns eine Beschreibung zu geben?«
»Weiß nicht.«
»Versuche es bitte. Wie heißt du denn?«
»Clivia.«
»Ich bin Bill. Das ist mein Freund John. Wir beide suchen ebenfalls das Gesicht.«
Clivia legte den Kopf schief. »Was wollt ihr denn von ihm?«
»Herausfinden, ob der Mund in dem Gesicht auch sprechen kann. Oder weißt du darüber Bescheid?«
Das Mädchen schaufelte ihr lockiges Haar hoch. »Ja, es kann sprechen. Es hat sogar zu mir gesprochen.«
»Ehrlich?« staunte Bill. »Was hat es denn gesagt?«
»Es fragte mich, wie es mir geht. Es kannte auch meinen Namen, und ich kannte die Stimme.«
»Wem gehörte sie denn?«
»Unserem Pfarrer Oliveiro.«
Das war für uns nicht neu, trotzdem staunten wir beide, was Clivias Ansehen natürlich hob. »Keiner würde mir glauben, aber es war tatsächlich seine Stimme.«
»Was hat er getan?«
»Sagte ich schon. Er ging Hie Treppe hoch.«
»Ging?« fragte Bill.
Clivia verzog ihr Puppengesicht. »So richtig gehen ja nicht«, gab sie zu. »Das sah komisch aus.«
»Was meinst du denn damit?«
Das Mädchen hob die Arme an und streckte sie dann aus. Sie blieben in der Luft stehen, aber nur für einen Moment, dann fielen sie herab. Anschließend hob das Mädchen wieder die Arme hoch. So deutete sie den Gang des Wesens an.
»Hatte es denn Beine?« fragte ich.
Die Kleine hob die Schultern. »Das konnte ich genau sehen. Es sah aus wie einer mit einem Mantel.«
»Du konntest die Beine nicht sehen?«
»Hm, aber es ging.«
»Und der Mantel?«
»War so lang und breit, aber auch grün und etwas rötlich, weil da Blumen drin waren.« Sie schüttelte den Kopf. »Ach, ich weiß es auch nicht mehr genau.«
»Ist schon gut«, sagte Bill und fragte dann: »Aber du hast gesehen,

wie es nach oben ging?«

»Klar.«

»Dann werden wir es auch finden.«

»Wollt ihr aufs Dach?«

Wir staunten beide. »Wie kommst du darauf?«

»Wenn man immer höher geht, kommt man aufs Dach.«

»Und das ist von unten offen?«

Sie lächelte verschmitzt. »Wir dürfen da nicht hoch, aber heimlich waren wir schon oben. Ja, da kann man raufklettern. Über eine Leiter. Ist ganz einfach.«

»Danke, Clivia.«

»Und was soll ich tun?«

Bül legte seine Handflächen gegen ihre Wangen. »Würde es dir viel ausmachen, wenn du einfach hier im Flur bleibst? Dir wird bestimmt keiner etwas tun.«

»Aber meine Mutter und…«

»Die laß ruhig in der Wohnung. Sie schlafen dort. Oder willst du auch schlafen?«

»Nein.«

»Gut, dann warte bitte, bis wir zurückkommen. Wir kennen Oliveiro nämlich auch ganz gut und können ihm sicherlich einige Fragen stellen.«

»Wenn ihr meint.«

Bill winkte seiner kleinen Freundin noch einmal zu, während ich schon in das Treppenhaus zurückgegangen war und dort auf meinen Freund wartete. »Das war ein Glücksfall«, sagte der Reporter.

»Jetzt wissen wir wenigstens, wo wir Oliveiro finden können.«

»Vorausgesetzt, er ist tatsächlich oben.«

»Das glaub mir mal.«

Ich teilte Bills Optimismus nicht ganz, wollte aber auch nicht dagegen sprechen, und so setzten wir unseren Weg nach oben fort.

Die veränderte Natur hatte überall ihre Spuren hinterlassen. Ob auf den Stufen, ob an den Wänden, ob sich die Pflanzen um die Geländerpfosten gekrallt hatten, alles war genau nachzuvollziehen.

Aber wir mußten aufpassen, denn oft genug waren die Stufen glatt.

In dieser verdammten Luft bedeutete es eine Qual, derartig viele Treppen hochzusteigen. Einen anderen Weg, um das Dach zu erreichen, gab es leider nicht.

Jeder Absatz schien sich unendlich weit hinzuziehen. Wir mußten auch mit einem heimtückischen Angriff der Pflanzenwelt rechnen, denn wir gehörten jetzt zu den Feinden, da wir die drei untoten Wesen vernichtet hatten. Dabei waren wir eigentlich nur ihretwegen nach Manila geflogen. Daß sich daraus so etwas hätte entwickeln können, das konnte ich noch immer kaum fassen.

Das Haus hatte genau zwölf Etagen.

Zwölf Flure, in denen die stickige Luft vorherrschte, eingebettet in eine schon unnatürliche und geisterhafte Stille. Keine Stimme, kein Schreien mehr, hin und wieder nur dieses Knirschen in der Wand, wenn sich weitere Pflanzenteile durch das Gemäuer bohrten.

Manchmal bewegten sie sich auch, drückten sich in die Höhe und versuchten, nach uns zu schlagen.

Wir wichen ihnen aus.

Aber wir kamen höher.

Das Atmen wurde lauter. Mit Kleidung in eine Sauna zu gehen, konnte nicht schlimmer sein. Uns klebte alles am Körper, als hätte man die Haut zuvor mit Leim bestrichen.

Ein Ende war abzusehen. Ich stoppte einmal und schaute den Treppenschacht hoch.

Mein Kopf zuckte zurück, als ich das breite Teil über mir baumeln sah. Es war einer dieser Pflanzenarme, der vor meinem Gesicht pendelte.

Ich zog mich wieder zurück.

Bill wies in die Höhe. »Es ist etwas zu spüren«, sagte er leise. »Der Luftzug.«

»Vom Dach her?«

»Bestimmt.«

»Dann weiter.«

Wir hielten uns in der Nähe des Geländers auf. Der Schweiß rann in wahren Bächen am Gesicht entlang. Die Luft schien sich mit einem säuerlich Gestank regelrecht geladen zu haben. Er wurde von den Pflanzen abgesondert.

Auch ich hatte jetzt den Luftzug gespürt, und dabei war mir der andere Geruch aufgefallen.

Roch ich die Müllkippen?

Es war jetzt nicht mehr wichtig. Wir mußten auf das Dach des Hauses, denn dort würden wir Oliveiro finden.

Die letzte Etage.

Wir waren vorsichtiger geworden. Auf den Stufen hatte sich der Belag verändert. Er sah jetzt aus wie eine breite Gummischicht, über die wir schritten. Bei jedem Tritt sackten unsere Füße etwas ein, aber die Abdrücke verschwanden sehr schnell.

Von der Decke hingen Pflanzen herab und schaukelten wie tote Arme im leichten Wind.

Es gab tatsächlich eine Klappe, durch die man klettern mußte, um auf das Dach zu gelangen.

Hochhausdächer sehen normalerweise überall gleich aus. Be- und Entlüftungsanlagen bauten sich dort auf, es gab auch zumeist Gitter an den Rändern, und oft genug war ein Rohrleitungssystem zu sehen, das

sich auf der Fläche verteilte.

Das Dach war ziemlich frei, wie ich bei einem ersten Blick erkennen konnte. Die zur Luke führende Stiege lag bereits hinter mir. Ich stand zwar noch auf einer Stufe, und unter mir wartete Bill voller Spannung ab, aber der erste Blick zeigte mir nicht viel.

»Siehst du was?«

»So gut wie nichts. Es ist zu dunkel.«

Bill fluchte leise. »Dann können wir unseren Freund Oliveiro vergessen?«

»Abwarten.«

Ich kletterte höher und zwängte mich durch die Luke. Sofort ging ich einen Schritt nach rechts, wo ich auch stehenblieb und mich umschaute.

Es war zunächst nichts zu sehen. Die Finsternis war total. Nicht mal Sterne funkelten. Der Himmel machte den Eindruck eines bösen Ungeheuers, das nur darauf wartete, sein Maul aufzureißen, um alles verschlingen zu können.

Das zweite Hochhaus stand zwar um einiges entfernt, auf mich machte es aber den Eindruck, als wäre es zum Greifen nah. Dort lief alles normal. Hinter den meisten Fenstern brannte Licht. Ich hörte Stimmen und Musik, auch hin und wieder einen Schrei.

Bei mir war alles tot.

Ich richtete meinen Blick nach Norden, wo die verdammten Müllkippen lagen.

Sie hoben sich wie Buckel ab. Zwischen ihnen, aber mehr unten, leuchteten die Feuer der Menschen, die nahe dieses höllischen Platzes wohnten und mit dem natürlichen Licht auskommen mußten.

Ich schaute Bill an, der mittlerweile neben mir stand.

Der Dachboden war nicht mehr so, wie er hätte sein müssen. Auch hier hatten sich die Pflanzen ausgebreitet und bildeten eine ziemlich dicke Schicht.

Blätter, Stengel, kleine Äste, hin und wieder eine Blüte und natürlich die Bewegungen, denn sie waren dabei, sich durch das Dach in die Tiefe zu fressen.

Wenn ich den Gedankenfaden weiterspann, so würde das Haus bei Anbruch des Tages kaum noch wieder zu erkennen sein. Dann war es von der zurückkehrenden Natur kurzerhand verschlungen worden, und irgendwann würden auch die Menschen, um die sich hier niemand kümmerte, in Mitleidenschaft gezogen werden.

Konnte das Oliveiros und letztendlich auch Mandragoros Ziel sein? Wollte der ehemalige Priester durch diese Taten auf das Elend der Menschen aufmerksam machen? Dabei rettete er allerdings nicht nur Leben, er opferte es auch.

Das konnte ich mir nicht vorstellen. Er war nicht so schlimm, wie

man ihn darstellte. Sein Alptraum dürfte für die Menschen auf keinen Fall tödlich enden.

»Sollen wir uns trennen, oder suchen wir gemeinsam das Dach ab?« fragte Bill.

»Wir bleiben zusammen.«

»Okay.«

Wir waren nicht in der Dachmitte ins Freie gestiegen, sondern mehr am linken Rand. Hier in dieser Umgebung sahen wir das Gesicht nicht. Es mußte meiner Ansicht nach an der anderen Seite des Dachs auf uns warten. Bill hielt wieder seine Waffe fest. Ich verließ mich zunächst nur auf die Lampe.

Wir gingen einige Schritte auf die Dachmitte zu, bevor ich die Lampe einschaltete.

Der Strahl stach in die Dunkelheit hinein. Er war leider nicht breit genug, ich mußte ihn schon schwenken, um ein Ziel zu bekommen, was ich auch tat. Dabei ging ich langsam weiter und stoppte erst, als ich das scharfe Lachen hörte.

Kurz nur, aber irgendwo auch zufrieden.

Ich strahlte nach vorn.

Ja, er war zu sehen. Der Kopf hob sich zwar nicht deutlich von der Unterlage ab, aber es gab nichts anderes sonst, was ihm hätte gleichen können. Die Merkmale des Gesichts verschwammen in der breiten Masse, und als er sprach, sahen wir nicht, daß er dabei seinen Mund bewegt hätte.

»Ihr seid da – endlich! Ich habe lange darauf gewartet, und ihr könnt euch nicht vorstellen, wie sehr ich mich freue…«

***

Wer hatte gesprochen?

Oliveiro oder jemand, der ihm ähnlich sah? Vielleicht auch eine Person, die es nicht geben durfte, die aber etwas von diesem Oliveira hatte. Jedenfalls klang seine Stimme nur wenig verändert, und das hatten wir auch in der Kirche gehört.

Jetzt aber waren die Karten anders gemischt worden. Oliveiro war stärker geworden. Er hatte für die Ausbreitung des Alptraums gesorgt und stand dicht vor dem Ziel.

»Bist du jetzt zufrieden?« fragte ich und ging dabei auf ihn zu.

»Ja!« grollte es uns entgegen. »Ich bin zufrieden, und ich möchte auch, daß ihr zu mir kommt. Ihr sollt mich sehen. Ihr sollt jemanden sehen, der zum äußersten Mittel greifen will, um andere Menschen von dem grausamen Elend zu überzeugen, das die meisten dieser Bewohner hier erfaßt hat. Worte nutzen nichts mehr, ich mußte einfach Taten folgen lassen.«

»Taten«, sagte ich. »Das verstehen wir, aber wir können nicht

nachvollziehen, daß jemand wie du, ein Priester, andere Menschen deshalb in den Tod schickt.«

»Wer ist denn gestorben?«

»Zwei kennen wir«, sagte Bill.

Ob sich das Wesen Oliveiro räusperte oder lachte, war für uns nicht genau festzustellen. Jedenfalls klang der Laut sehr ungehalten und ärgerlich. Danach gab er seinen knappen Kommentar ab. »Sie haben es verdient gehabt.«

»Es war Mord«, sagte ich.

»Vielleicht, aber ich habe früher mit ansehen müssen, wie sie die Ehre der Menschen mit Füßen traten. Wie sie sich Frauen für bestimmte Bordelle beschafften, und ich konnte nichts dagegen unternehmen, obwohl ich es versucht habe. Sie schlugen mich in meiner Kirche zusammen und drohten mir den Tod an, wenn ich mich noch einmal in ihre Angelegenheiten mischte. Das alles habe ich nicht vergessen, und es kehrt auch immer wieder zurück, wie jetzt. Diesen Tod bereue ich nicht.«

»Und was ist mit den anderen Menschen hier im Haus?« rief Bill dem Wesen entgegen.

Das große Gesicht bewegte Sich, als wäre eine Hand dabei, diese grünrote Geleemasse zu schütteln. »Die anderen Menschen sind nicht tot. Ich habe sie nur durch meine Pflanzen in einen langen Schlaf versetzt. Sie werden so lange schlafen, wie ich es will, und es wird niemanden geben, der mich daran hindert. Ich vertrete die Natur. Ich habe eingesehen, daß ich zu anderen Mitteln greifen mußte. Ich habe mich mit Mandragoro verbündet, und ich habe dieses Haus besetzt. Ich werde es so lange besetzt halten, bis die Behörden aufmerksam werden und ihre Fehler einräumen.«

»Glaubst du denn an Kompromisse?« rief Bill.

»Sie müssen darauf eingehen.«

»Wenn nicht?«

»Es stehen Menschenleben auf dem Spiel.«

»Die du opfern willst«, sagte Bill.

»Ja, wenn es anders nicht zu machen ist. Sobald das Tageslicht die Finsternis vertrieben hat, wird dieses Haus ein anderes Aussehen haben. Schon jetzt wachsen die Pflanzen durch die Wände, umfangen es von außen mit einem dichten Kokon, und sie haben es auch geschafft, in das Innere der Wohnungen zu gelangen. Das alles zählt, und ich bin sicher, daß es sie auch überzeugt.«

»Wir nicht!« rief Bill. »Sie werden sich nicht erpressen lassen. Sie werden mit der Polizei und den Soldaten anrücken, um das Haus von deiner Natur zu befreien. So und nicht anders wird es wohl aussehen.«

»Ihr steht nicht auf meiner Seite!« rief er. »Und das ist nicht gut. Ich habe euch falsch eingeschätzt. Ich dachte zuerst, Verbündete zu

haben, aber ihr habt mich enttäuscht. Ich weiß sehr genau, wer meine drei Helfer vernichtet hat, und dafür werdet ihr büßen. Ich habe beschlossen, daß meine Gnade nicht für euch gilt.«

»Das konnten wir uns denken«, erwiderte ich. »Aber was hat Mandragoro dazu gesagt?«

»Warum sollte er…?«

»Ich kenne ihn, und er kennt mich!« rief ich Oliveiro zu. »Wir beide haben uns schon oft genug gegenübergestanden und haben es auch geschafft, Kompromisse zu schließen.«

Das Wesen Oliveiro hatte zugehört. Als es jetzt lachte, bewegte es seinen Mund zuckend. »Ich weiß nicht, was ihr von mir wollt. Hier geht es nicht um Mandragoro, sondern um seinen Alptraum, den er mir überlassen hat. Er hält sich zurück. Ich bin für alles verantwortlich, was hier geschieht. Er hat mir nur etwas von seinen Kräften abgegeben, sonst wäre ich nicht zu dem geworden, was ich jetzt bin. Ich habe mich als Mensch in die Natur hinein- und zurückfallen lassen, um letztendlich das Gleichgewicht wieder herstellen zu können.«

»Du wirst es nicht schaffen.«

»Das überlasse mir.«

Ich hob die Schultern. »Gewarnt habe ich dich.«

»Es hört sich böse an. Seid ihr gekommen, um mich zu vernichten?«

»Wir wollten dich überzeugen.«

»Ich habe viel versucht und bin gescheitert. Jetzt ist das Faß voll. Wer nicht für mich ist, der steht gegen mich, und Feinde kann ich mir nicht leisten!«

Er hatte die Worte wütend ausgespien. Ich war näher an ihn herangekommen, während Bill etwas hinter mir geblieben war. Obwohl der Lampenkegel nur einen Ausschnitt des Gesichts beleuchtete, war ich schon in der Lage, Einzelheiten zu erkennen.

Zum Kopfende hin hatte er ein paar Haare, die sich sogar aufgestellt hatten. Es waren natürlich keine normalen Haare, sondern eine wie in Streifen geschnittene pflanzliche Masse. In ihr und ein Stück darunter leuchteten die Augen in einem blassen Weiß.

Die Nase stand wie ein vorspringender und schief stehender Erker in diesem Gesicht, und der Mund hatte eine gewisse Schiefe bekommen. Er kippte zur linken Seite weg.

Von den Wangen aus liefen ebenfalls Fäden in alle Richtungen weg, die sich mit dem grünlichroten Schlamm auf dem Boden vereinigten.

Ich ging einfach weiter.

Er warnte mich auch nicht mehr, doch sein Gesicht befand sich stets in Bewegung. Ich wollte ihn nicht provozieren, deshalb ließ ich das Kreuz und auch die Beretta stecken.

Das Pflanzenreich hatte sich auf dem Hochhausdach ausgebreitet wie

ein brauner See.
Aber einer, der schwankte.
Das merkte ich, das hatte Bill auch bemerkt, denn plötzlich fluchte er laut auf.
Ich blieb stehen. Drehte mich sofort um – und bekam vor Schreck große Augen.
Bisher hatte das Wesen Oliveiro nur mit uns gespielt, jetzt aber machte es Ernst und hatte sich selbst den Befehl gegeben, Bill Conolly zu fangen…

***

Mein Freund war durch den blitzschnellen Zugriff der Pflanzenarme um seine Beine herum überrascht worden.
Der plötzliche Ruck hatte ihn zuerst umgerissen, aber war nicht auf diesen Pflanzenmatsch gefallen, sondern war während seiner Reise in die Tiefe von einer zweiten Liane umschlungen worden, die sich um den Oberkörper gelegt hatte und dabei auch seine Arme mit einschloß.
Er konnte sich nicht bewegen, er wurde bewegt und sah aus, als wäre er das Opfer eines monströsen Kraken geworden, der die Beute erst als Spielzeug benutzt, um sie dann zu verschlingen.
Bill versuchte, sich zu befreien. Es gelang ihm nicht. Er spannte seine Arme zwar an, indem er sie nach außen drückte, aber der Griff war einfach zu hart und gleichzeitig auch weich und dehnbar, so daß Bills Aktivitäten nichts brachten.
Oliveiro schwenkte ihn durch die Luft. Für Bill bestand dabei im Moment keine Lebensgefahr, so daß ich mich wieder um den veränderten Priester kümmern konnte.
Sein Gesichtsausdruck zeigte jetzt einen wilden Triumph, und das machte ihn auf eine gewisse Art und Weise auch wieder menschlich.
Er riß sein Maul auf, so daß es groß genug war, um einen Menschen kurzerhand zu verschlingen.
Nichts anderes hatte er mit meinem Freund Bill Conolly vor, denn er bewegte jetzt den Pflanzenarm mit der Beute auf sein Gesicht zu.
Noch konnte ich mich bewegen, aber ich kam von dieser verdammten Fläche nicht weg und mußte mir etwas anderes einfallen lassen.
Gewalt gegen Gewalt.
Ich zog die Beretta.
Darauf hatte Oliveiro nur gewartet, denn sein unbegreiflicher und massiger Körper war tatsächlich schneller als ich. Das klatschende Geräusch vernahm ich noch, dann jagte vor mir eine Fontäne in die Höhe und peitschte noch im selben Augenblick auf mich zu.
Zwar konnte ich mich drehen, so dass mein Gesicht nicht erwischt

wurde, aber an der Schulter traf mich der Hieb doch, und er schleuderte mich mit einer brutalen Wucht zurück.

Da sich der Boden zugleich unter meinen Füßen bewegte, verlor ich auch das Gleichgewicht und kippte auf den Rücken.

Ich wollte wieder hoch, da aber waren es plötzlich zahlreiche weiche und dennoch kräftige Arme, die mich festhielten. Mir wurde klar, daß ich aus dieser Klammer nicht mehr wegkam.

Allerdings hielten sie noch nicht meine Arme fest.

Vor allen Dingen nicht den rechten.

Bill schwebte noch immer in der Luft. Das Monstrum nahm sich Zeit. Mandragoros Alptraum sollte voll und ganz ausgeschöpft werden, deshalb befand sich der Körper meines Freundes auch noch zu nahe an dem baumstammähnlichen Gesicht. In der unteren Hälfte bestand es nur noch aus einem Maul, groß genug, um hineinschießen zu können.

Ich drückte dreimal hintereinander ab!

Alle Kugeln trafen.

Zwei jagten in die Öffnung hinein, in der es zuckte und wallte. Die dritte Kugel klatschte in das Gesicht über dem Maul und deformierte die dort entstandene Nase.

Schaffte es das geweihte Silber, dem Monstrum zumindest einen Teil der Kraft zu nehmen?

Jedenfalls spielte sich etwas ab, und damit trat auch eine Veränderung ein.

Der Arm, der Bill gefangen hielt, schlug um sich. Ich hörte meinen Freund aufbrüllen, als er mit Wucht auf den Boden geschlagen wurde, der glücklicherweise weich war, so daß er sich keine Knochen brach.

Was tat das Monster?

Schrie es?

Es bewegte sich zumindest zuckend. Es zerfloß leider nicht, aber wir hatten es verwirrt.

Ich lag ebenfalls auf der Masse, die in eine gewisse Unruhe geraten war und auch Wellen warf, als läge ich auf einem Stück Sumpf. Das Aufstehen fiel mir schwer. Ich mußte zweimal Anlauf nehmen, um auf die Füße zu kommen, dann aber stand ich da, zwar schwankend, aber immerhin.

Ich starrte den Kopf an.

Er quoll auf, er zog sich zusammen, er schob sich in die Breite, und immer wieder nahm sein Gesicht dabei einen anderen Ausdruck an, so daß es mir vorkam, als würde es sich in einem Zerrspiegel bewegen. Von der oberen Seite her lösten sich dicke Schleimtropfen ab, die in verschiedene Richtungen wegpeitschten.

Drei Kugel hatten nicht gereicht, das Wesen zu vernichten. Vielleicht schaffte es ein viertes oder fünftes Geschoß.

Ich hob die Waffe wieder an.

»Schieß, John!« rief mir Bill vom Boden her zu, auf dem er ständig herumrutschte, weil er sich gegen die andere Kraft nicht verteidigen konnte. »Jag ihm das Silber in den Balg!«

Ich kam nicht mehr dazu.

Ein Stoß in den Rücken erwischte mich urplötzlich. Ich hatte natürlich nicht gesehen, daß sich die Masse hinter mir wie eine gewaltige Woge erhoben hatte. Ich flog nach vorn und hatte zudem den Eindruck, vom Boden abzuheben. Plötzlich kam das verdammte Gesicht immer schneller auf mich zu. Das Maul wurde zu einem Tor.

Obwohl ich mit den Armen ruderte und dabei versuchte, mich irgendwo abzustützen, schaffte ich es nicht mehr. Das Maul verschlang mich innerhalb kürzester Zeit und klappte dann blitzschnell wieder zu.

Ich war gefangen!

***

Bill Conolly fühlte sich wie eine Puppe, mit der ihr Besitzer machen konnte, was er wollte. Der Pflanzenarm ließ ihm nicht die Spur einer Chance. Er schlug um sich, und der Reporter mußte dieses heftige Auf und Ab voll nehmen.

Dann schoß John.

Er fiel zu Boden, als wäre aus dem Arm die Kraft förmlich herausgerutscht.

Aber auch in dieser Lage kam Bill nicht frei. Unter ihm bewegte sich die Oberfläche wie ein schlammiger Teich, der irgendwelche Wellen warf. Bill kam nicht hoch. Das Zeug hielt ihn fest, und er spürte an seinen Beinen einen Druck, als dünne Pflanzenstiele wie Schlangen darüber hinwegglitten.

Dann hob sich hinter ihm die gesamte Fläche wie ein riesiger Teppich an. Bill befand sich in der Luft, hatte aber den Kontakt noch nicht verloren. Seine Augen waren geöffnet, er sah seinen Freund John Sinclair, und er bekam mit, wie dieser von dem gewaltigen Maul des Monstrums verschluckt wurde…

***

Ob ich geschrien hatte oder nicht, das war mir nicht klar. Aber ich war eingetaucht in diese grünschwarze Finsternis, in der es so faulig roch, als wäre ein ganzer Wald dabei, allmählich zu verwesen. So groß konnte dieses Wesen nicht sein, daß es mich schluckte oder in einen tiefen Schlund hineindrückte, meiner Ansicht nach übte es eine andere Funktion aus.

Es klingt weder unbescheiden, arrogant noch verwegen, aber ich spürte in diesen finsteren Augenblicken keine Furcht. Allerdings auch keine Sicherheit, alles war eben anders geworden, denn ich befand mich in einem Tunnel.

Der wohin führte?

Nicht zum Licht, aber zu einer Erscheinung, die ich am Ende des Tunnels entdeckte. Ob sie groß oder klein war, konnte ich schlecht feststellen, nur wunderte es mich, daß ich diese Erscheinung kannte.

Sie bestand nicht aus einer kompakten Masse. Vielmehr sah sie aus, als bestünde sie aus zahlreichen Ästen und Zweigen, die zudem so zusammengefügt waren, daß sie ein, wenn auch nicht überdeütliches, Gesicht bildeten.

Ein Gesicht, das eigentlich keines war, das aber filigran und alterslos wirkte. Das Gesicht eines Stück Naturs, wo alles eben aus Rinde, aus Zweigen und aus mit Moos bedeckten angedeuteten Organen bestand.

So sah nur einer aus.

Mandragoro!

Damit wußte ich, daß ich im Zentrum seines Alptraum gelandet war…

***

Ich konnte darüber nicht jubeln, aber ich hatte keine Todesfurcht, denn Mandragoro und ich respektierten uns. Bei ihm verhielt es sich ähnlich wie beim Spuk, und ich hoffte, daß sich im Laufe der Zeit daran nichts geändert hatte.

Wir waren uns nah, aber trotzdem lagen kaum meßbare Zwischenräume in dieser Welt.

Wir konnten uns auf eine gewisse Art und Weise unterhalten. Ich wurde plötzlich herumgedreht und fühlte, wie mich ein Sog packte, der mich in seine Nähe brachte.

Dann hörte ich seine Stimme.

Oder das, was man Stimme nennen konnte, denn durch meinen Kopf tobte seine Botschaft.

Es war ein seltsames Singen und Rascheln, aber ich war in der Lage, die Worte zu verstehen. Und ich erlebte, wie er sich auf meine Seite stellte, wie er mir recht gab und mir erklärte, daß es keinen Sinn hatte, die vielen Menschen zu opfern.

In gewisser Weise widersprach ich ihm auf gedanklicher Ebene.

›Aber es war dein Alptraum, den Oliveiro erfüllte.‹

›Ja, nur nicht so.

Ich wollte nicht die Opfer. Ich wollte nicht die Unschuldigen in den Tod schicken. Er ist einen Schritt zu weit gegangen. Und er hat meine Botschaft nicht richtig verstanden. Es sollten keine guten Menschen sterben, aber er will es durchziehen…‹

›Was soll ich tun?‹

›Er gehört dir!‹

›Wo befindet sich sein Körper? Ist er noch Mensch? Kann man ihn noch retten?‹

›Nein, er hat sich meiner Welt voll und ganz hingegeben. Er hat den

Trank zu sich genommen. Es gibt keine Rückkehr mehr für ihn. Aber ich kämpfe weiter, das weißt du. Ich werde nicht zulassen, daß man die Welt zerstört. Du wirst immer wieder von mir hören, und es werden auch Menschen sterben, aber keine Unschuldigen…‹ Ich wollte gedanklich noch etwas erwidern, doch dazu ließ er mich nicht kommen.

Wieder wurde ich von diesem Sog gepackt und herumgewirbelt.

Ich wußte nicht, wo oben und unten war, aber in meinem Innern hatte sich ein gutes Gefühl ausgebreitet.

Und dann war ich frei!

Ich wurde nicht aus dem Maul zurückgeschossen, ich war einfach wieder auf dem Dach, wo ich plötzlich Boden unter den Füßen spürte und einige Schritte wie zum Test lief.

Dabei hörte ich Bills Schrei.

Ich stoppte und drehte mich um.

Mein Freund saß auf dem Boden. Mit zuckender Hand wies er in die Richtung, aus der ich erschienen war.

Dort sahen wir das Wesen.

Und Mandragoro hatte sein Wort gehalten. Er selbst war dabei, es auszulöschen…

***

Die Gestalt, die mehr einem Baumstumpf glich als einem Menschen, zeigte jetzt eine andere Farbe. Das dichte Grün war verschwunden und hatte dafür dem rostigen, aber intensiven Rot Platz geschaffen.

Noch hatte das Wesen die alte Form, aber der Körper selbst war durchsichtiger geworden, er erinnerte uns Zuschauer jetzt an Gelee.

Der gesamte breite Pflanzensee auf dem Dach hatte seine Form verloren und sich dabei zusammengezogen. Nur so konnte er sich auf einen Punkt konzentrieren.

Und in ihm war die Gestalt des ehemaligen Priesters einbezogen.

Ich hielt den Atem an, als ich das sah, denn dieses Wesen war dabei, sich selbst zu zerstören. Das tat es sicherlich nicht freiwillig. Mandragoro hatte ihm die Unterstützung verweigert, und allein war Oliveiro verloren. Das Gesicht zuckte immer wieder. Vor allen Dingen die Augen, aber auch das Maul, das mal offenstand, sich dann wieder schloß und sich einen Moment später abermals öffnete.

Eine dicke Flüssigkeit entstand. Sie quoll an den Seiten hoch – und in der Mitte. War die Erdanziehung außer Kraft gesetzt worden? Im Innern dieses Wesens schob sich etwas zusammen – und dehnte sich zugleich aus.

Auf uns wirkte es wie eine Sprengkraft. Fetzen flogen zu allen Seiten weg. Wir mußten uns ducken, um von diesem Schlamm nicht getroffen zu werden.

Zudem klang dort, wo sich der Explosionsherd befand, ein tierischer Schrei auf.

Er raste mir durch Mark und Bein. Ich war förmlich gezwungen, hinzuschauen, und was ich sah, das entsetzte mich.

Es gab Oliveiro noch.

Das Bündel Mensch war nicht mehr von der anderen Macht gewollt worden. Es rollte über das Dach hinweg. Es war zu dunkel, um es genau erkennen zu können. Als ich es anleuchtete, da erkannte ich, daß es aussah wie ein Stück Holz, das aus einem Baumstamm herausgeschnitten worden war. Es gab einen Kopf, einen Leib, Beine und Arme, aber es gab kein Leben mehr darin.

Oliveiro hatte seine eigene Existenz abgegeben und sich voll und ganz in Mandragoros Dienst gestellt. Hätte der Priester dabei seinen eigenen Haß besiegen können, dann wäre es wohl zu einem Sieg gekommen. So aber hatte er in seinem letzten Kampf die schwerste Niederlage einstecken müssen.

Wir waren beide nicht glücklich darüber. Oliveiro hätte es verdient gehabt, um mit legalen Mitteln für eine Erhaltung der Umwelt zu kämpfen. Das war nun nicht mehr möglich.

»Laß uns nach unten gehen«, sagte Bill und ging bereits vor…

***

Auf dem Weg zurück zu Vicenca, Pepe und Ludmilla erlebten wir bereits die ersten Folgen der Niederlage. Die Pflanzen, die vom Haus innen und außen Besitz ergriffen hatten, faulten weg. Ihre grüne, oftmals gesunde Farbe verschwand und machte einem schmierigen Schwarz Platz, das mich an alte Bananenschalen erinnerte.

Sie konnten sich auch nicht mehr an den Wänden halten, rutschten ab und klatschten zu Boden.

Noch immer befanden sich die Bewohner des Hauses in einer gewissen Lethargie, abgesehen von einer sehr jungen Dame namens Clivia, die auf uns gewartet hatte.

Als wir vor ihr stehenblieben, da lächelte sie. »Ihr seid gekommen, das wußte ich.«

»Klar«, sagte Bill. »Und weißt du was? Jetzt ist alles wieder in Ordnung, so weit man das überhaupt sagen kann.«

»Schlafen die anderen nicht mehr?«

»So ist es.«

»Und die Pflanzen hier überall?«

»Werden verfaulen. Ihr müßt dann den ganzen Dreck rauskehren, denke ich mir.«

»Habt ihr denn das Gesicht gesehen?«

»Auch.«

»Und?«

»Es ist nicht mehr da«, sagte Bill leise. »Und du solltest darüber froh sein.« Er strich noch mal über ihr Haar, dann gingen wir weiter durch das Treppenhaus nach unten.

»Ich freue mich auf London«, sagte Bill und stöhnte dabei auf.

»Und ich freue mich auf eine Dusche.«

»Die kannst du dir im Hotel abholen. Aber das wird noch dauern.«

»Weiß ich«, erwiderte ich, »denn es gibt wohl Personen, die auf gute Nachrichten warten.«

»Und auch darauf, daß zwei Leichen aus ihrer Wohnung geschafft werden.«

Es stimmte. Nach dieser Bemerkung meines Freundes kam bei mir sogar eine gewisse Freude auf. Auch darüber, daß der Umwelt-Dämon eine gewisse Rücksicht gezeigt hatte. Wenn man genauer darüber nachdachte, konnte man sagen, daß er die normalen Menschen durch seine Reaktion beschämt hatte.

Aber Glauben würde uns das niemand…

ENDE des Zweiteilers